A. Weber,

Auf dornigem Pfad.

*

L. Meyer v. Schauensee,

Sturm auf dem

Vierwaldstätter See.

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Bachem's Novellen-Sammlung.

Eine belletristische

Haus- und Familien-Bibliothek.

Band 31.

Auf dornigem Pfad.

Roman

von

[Adelheid]

A. Weber.

Ein Sturm
auf dem Vierwaldstätter See.

Erzählung

von

Louise Meyer von Schauensee.

[1888]

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Köln am Rhein.

1818
J. P. BACHEM BUCHDRUCKEREI
KÖLN
51367

Auf dornigem Pfad.

Roman

von

A. Weber.

1.

Im Herbst des Jahres 1874 schritt ein junges Mädchen durch die Straßen von Budapesth und blickte verwundert auf das regellose Durcheinander von stolzen Palästen und niedern, schmutzigen Hütten, von Prachtbauten einer Weltstadt und verwahrlosten Lehmhäusern eines verfallenden Dorfes, welches Pesth sein eigenthümliches, von jeder andern europäischen Großstadt scharf abweichendes Gepräge gibt.

Aber noch verwunderlicher fast als dieses Gemisch von Pracht und Armuth in den Straßen erschien dem an nordländisch geschäftige Eile gewöhnten Auge der jungen Fremden das bequeme Dahinschlendern der bunten Menschenmenge: hier coquettirten elegant gekleidete Damen und Herren mit scharf geschnittenen Zügen von gleichgültig blasirtem Ausdruck; dort schlenderte der Bauer, den buntgestickten Schafpelz über den schlanken Gliedern, die hohe Pudelmütze auf dem krausen Haar, in dem braunen Gesicht brennende schwarze Augen, die in unverhohlenem Entzücken aufblitzten, wenn ihr Blick zufällig auf die junge Dame fiel. Diese bemerkte nichts von der Bewunderung, welche ihre Schönheit erregte, denn die neuen Erscheinungen fesselten ihre Sinne.

Jetzt hielt sie unwillkürlich ihren Schritt an; denn vor ihr breitete sich der gewaltige Donaustrom aus mit seinen zahllosen Schiffen, zu denen Arbeiter geschäftig die Treppen hinunter eilten. Am andern Ufer wurden die unzähligen kleinen Häuser von Ofen und die hohen, schon mit Schnee bedeckten Berge sichtbar. Ueber die berühmte Kettenbrücke und durch den langen, schauerig dumpfen, von spärlichen Gasflammen erleuchteten Tunnel folgte die Fremde der Menge, und nun war sie in dem alten Buda, in einer ihr ganz neuen, ganz fremdartigen Welt. Kleine Häuser verstecken sich da in den Weinbergen, enge Gassen winden sich hinauf und herab, fremdartige Menschen lehnen vor den niedern Thüren und mustern mit scharfen Augen den Fremden. Nun war sie in der sogenannten alten Festung, und vor ihr öffnete sich eine Aussicht von wahrhaft überwältigender Schönheit auf den gewaltigen Strom und das prächtige Pesth mit seinen Palästen und morgenländischen Kuppeln und auf die Berge, welche dieses Bild begrenzen.

Versunken in Bewunderung hatte das junge Mädchen es kaum beachtet, daß ein Herr neben sie getreten war. Sie wich zwar unwillkürlich ein wenig zur Seite, um dem Nachbar Raum zu lassen, gleich ihr die schöne Aussicht zu genießen; aber ihr Blick hatte ihn kaum gestreift, er hing noch immer voll Entzücken an dem Bilde vor ihr. Der Nachbar hingegen hatte nur Augen für das Mädchen. In der That, wie es, den schlanken Körper ein wenig vornüber gebogen, an der Balustrade lehnte, bot es unbewußt einen überraschenden Anblick; denn es waren so scharfe Contraste in dieser Erscheinung zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, daß sie zugleich auffiel und gefangen nahm. Sie war groß,

aber das seltene Ebenmaß und die Feinheit ihrer Formen ließen sie kleiner erscheinen, als sie war; der feine Kopf war von glänzenden schwarzen Locken umwallt, das liebliche Gesicht aber von einer zart rosigen Farbe gleichsam überhaucht. Unter langen schwarzen Wimpern schauten ein paar tiefblaue, große Augen bald mit dem naiven Entzücken eines Kindes, bald mit dem feuerigen Blick eines denkenden, heißfühlenden Weibes auf die Landschaft. Ein Gemisch von Würde und Kindlichkeit, von begeisterter Gluth und frischer Anmuth war es, was dieser Erscheinung einen unwiderstehlichen Reiz gab, weil es wie ein holdes Räthsel die Phantasie des Beobachters beschäftigte.

Jetzt wandte die junge Dame ihre strahlenden Augen von der Landschaft ab; sie seufzte tief auf, als wäre des Herrlichen um sie zu viel, als daß sie es in sich aufnehmen könne. Ein gleichgültiger Blick streifte den Nachbar. Aber dieser Blick begegnete zwei schwarzen Augen, die mit so unverhohlener Bewunderung an ihrer Gestalt hingen, daß sie tief erröthend mit einer hastigen Bewegung sich zum Gehen wandte. Doch der Herr, ein mittelgroßer schlanker Mann mit einem schönen, ausdrucksvollen südlichen Gesicht, kam ihrem Entschlusse zuvor. Mit einer galanten und doch zugleich etwas nachlässigen Verbeugung seinen Hut ziehend, trat er dem jungen Mädchen näher.

„Ich glaube wohl nicht fehlzugreifen, wenn ich annehme, daß Fräulein eine Fremde und zum ersten Male in unserer Hauptstadt sind?" fragte er, sie unverwandt anschauend.

„Ja, ich bin fremd hier," antwortete die junge Dame kurz und machte einige Schritte nach der Donautreppe zu. Aber die Gluth der Befangenheit, welche

wieder die feinen Züge überzog, und der fast ängstlich bittende Blick der kindlichen Augen standen in einem zu reizenden Widerspruche mit der stolzen Abweisung, als daß der junge Ungar so leicht seine Bemühungen um die Bekanntschaft mit der holden Fremden hätte aufgeben sollen.

„So müssen Sie mir um so mehr erlauben, Ihren Führer und Begleiter durch diese Stadt zu machen, gnädiges Fräulein. Sie würden allein kaum der Unannehmlichkeit des Verirrens und mancher Belästigung entgehen, welche einer schönen und schutzlosen Dame drohen."

Jetzt traf ihn ein zornflammender Blick der blauen Augen. „Ich beschütze mich selbst," erwiderte sie stolz, um dann sogleich wieder befangen hinzuzusetzen: „Die wenigen Straßen bis nach dem Bahnhofe, wo ich bis zu meiner Weiterreise bleibe, finde ich wohl allein."

Sie betrat nun die Stufen, welche zur Donau führen; aber der junge Ungar folgte ihr.

„Nicht wahr, mein Fräulein, Sie sind Preußin und reisen nach Szegedin, um als Lehrerin der deutschen Sprache in das Institut der Frau von Abafy zu treten?"

Das Unerwartete dieser so plötzlichen, in leichtem Tone hingeworfenen Frage hatte die gewünschte Wirkung. Erstaunt wandte das junge Mädchen den Kopf. „Woher wissen Sie...?"

„O, ich weiß noch mehr," sagte lächelnd der junge Mann; „ich weiß sogar, daß Sie die Tochter eines höhern preußischen Beamten, Regierungsrath heißt ja wohl der Titel, sind, daß Sie den schönen Namen Eleonore Berger führen, aus einem kleinen Städtchen des für uns in sagenhaftes Dunkel gehüllten Nordens kommen und so vorzügliche Zeugnisse eingesandt

haben, daß das ganze Institut der gestrengen Abafy Giza gespannt einer Dame harrt, deren Bildung für Szegedin eine phänomenale ist.“

„Aber, mein Gott, sind Sie ein naher Verwandter des Abafy'schen Hauses?“ unterbrach ihn Eleonore, über dem Erstaunen das Mißfallen vergessend, das seine kecke Annäherung bei ihr erregt hatte.

„Habe nicht die Ehre,“ sagte er lächelnd. „Aber meine Weisheit ist noch nicht zu Ende, Fräulein. Ich weiß, daß eine gewisse junge Dame in ihrer Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse schwere Pflichten übernommen hat und eine Stellung einnehmen wird, die ihr in keiner Weise zusagen, ja bald unerträglich werden muß. Darum würde ihr der Rath eines treuen Freundes von großem Nutzen sein. Wollen Sie mich diese Stelle einnehmen lassen, mein gnädiges Fräulein?“

Eleonore trat zurück. „Sie sind mir völlig fremd, mein Herr,“ sagte sie kurz und beschleunigte ihren Schritt.

„Ah, Sie meinen, es wäre meine Pflicht, mich Ihnen mit meinem vollen Namen, Stand und Wohnort vorzustellen, ehe ich solche Bitte an Sie wage? Aber, mein gnädiges Fräulein, Namen thun nichts zur Sache, die Persönlichkeit allein entscheidet... Doch Sie haben Recht,“ fuhr er dann in ernsterm, fast ehrerbietigem Tone fort, „unsere Bekanntschaft ist noch zu jung; ich will warten, bis Sie selbst Vertrauen zu mir fassen. Aber da uns der Zufall nun einmal zusammengeführt hat, so müssen Sie mir erlauben, Sie wenigstens bis zum Bahnhofe begleiten und Ihnen jene kleinen Dienste leisten zu dürfen, welche in unserm Lande jeder Herr einer fremdem Dame erweist, selbst wenn sie alt und

sogar häßlich wäre," fügte er wieder in seinem leichten, scherzenden Tone hinzu.

So schritt er an Eleonorens Seite dem Bahnhofe zu, bald übermüthig plaudernd und dann, wenn das junge Mädchen befremdet aufsah, in einen ernsten Ton einlenkend und durch geistreiches Urtheil ihre Aufmerksamkeit wider ihren Willen fesselnd. So zog er sie an und stieß sie ab, indem er den einen Eindruck sogleich durch den entgegengesetzten aufhob; er ließ ihr nicht Zeit, sich ein bestimmtes Urtheil über ihn zu bilden.

„Ich bin doch neugierig, wie lange Sie bei der Gestrengen aushalten werden," sagte der Ungar, nachdem er sie eine Weile wie nachdenklich angesehen. „Wenn ich nicht irre, sind Sie in diesem Monat die dritte deutsche Lehrerin, an welche der ehrenvolle Ruf erging, im Abafy'schen Institut zu unterrichten."

„Die dritte Lehrerin?" rief Eleonore erschrocken. „Und was veranlaßte diesen schnellen Wechsel?"

Sie waren jetzt am Bahnhofe angelangt und betraten den Wartesaal. Ein Tischchen in der einen Ecke war noch frei. Der Ungar führte Eleonore dorthin und setzte sich ihr gegenüber. Er lächelte siegesbewußt; der Schreck über seine im rechten Augenblick hingeworfene Bemerkung hatte das junge Mädchen verhindert, in ihrer stolzen Zurückhaltung zu beharren. „Welche Gründe die schnelle Entfernung Ihrer Vorgängerinnen veranlaßt haben?" antwortete er. „Ei nun, die eine deutsche Lehrerin soll nicht im Stande gewesen sein, ein Hauptwort zu decliniren: die Gestrenge schickte sie zwei Tage nach ihrer Ankunft wieder fort. Die zweite Dame, eine reizende Böhmin, ging von selbst ... in Begleitung eines reichen Gutsbesitzers, wie man sagt."

In Eleonorens Gesicht war eine dunkele Röthe aufgestiegen; dann aber hob sie ihre gesenkten Augen und sah den Ungarn mit einem stolzen, empörten Blicke an, der aber sogleich von heiß aufquellenden Thränen verdunkelt wurde. „Sie hielten auch mich für eine Abenteuerin, und daraus erklärt sich Ihre kecke Annäherung," sagte sie. „Ich bitte Sie, Ihren Irrthum dadurch zu sühnen, daß Sie mich sofort verlassen."

„Sie mißverstehen mich gänzlich," entgegnete nun aber der Ungar in warmem und ernstem Tone, „wenn Sie meiner Bewunderung für Sie eine solche Deutung unterlegen. Nein, mein gnädiges Fräulein, ein Blick in Ihr stolzes, unschuldiges Gesicht, ein Wort, zugleich herb und schüchtern, von Ihren Lippen, und selbst der frivolste Mann wird etwas ihm bis dahin Fremdes oder doch Fremdgewordenes in seinem Herzen sich regen fühlen, etwas wie einen holden und heiligen Traum, eine Ahnung von der Hoheit, Unschuld und Holdseligkeit des echten Weibes... Wenn mein leichtfertiger Ton Sie verletzte, so bitte ich Sie aufrichtig um Verzeihung... Aber da kommt bereits der Zug: erlauben Sie mir, Sie zum Damen-Coupé zu führen. Sie zürnen mir nicht mehr? Nein? Auf Wiedersehen denn!"

Er verbeugte sich tief und trat zurück, blieb aber vor dem Coupé stehen. Eleonore schloß das Fenster und lehnte sich zurück; doch war ihr, als sähe sie den flammenden Blick des Ungarn immerfort auf sich gerichtet. Der Zug rollte in die Ferne, Szegedin zu. Eleonore war todtmüde von der Reise und den Eindrücken des Tages, aber kein Schlaf senkte sich auf ihre Augen.

Was wartete ihrer in der Fremde? Hatten die Kleinstädter doch Recht gehabt, als sie ihren Entschluß,

nach dem plötzlichen Tode des Vaters die ihr unerwartet angebotene Stelle in dem ungarischen Institut anzunehmen, unbesonnen und abenteuerlich nannten? Abenteuerlich! Sie schlug in heißer Scham die Hände vor das Gesicht. Jawohl, es war ihr zu eng geworden in den kleinen begrenzten Verhältnissen, unter den Menschen, die bei gutem Essen und Trinken, bei Kartenspiel und Gesprächen über die Nachbaren ihr Behagen fanden, die vor allem, was höher und weiter war als ihr enger Horizont, sich scheuten. Sie hatte sich oft Flügel gewünscht, sich hinaus zu schwingen in eine fern gelegene, schönere Welt. Als nun der Ruf aus Ungarn erklungen war, da hatte sie heimlich gejubelt, er bringe ihr die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Und nun — ja, nun war sie doch nur ein schwaches Mädchen, dem die erste rauhe Berührung die unbefangene Sicherheit raubte, die ihren Grund also nicht im Gefühl der eigenen Stärke, sondern in der Unbekanntschaft mit der Welt gehabt.

Wer nur der Ungar sein mochte, der so genau von allen Beziehungen des Abafy'schen Instituts unterrichtet war und so gewaltig ihr Selbstvertrauen erschüttert hatte? Er gefiel ihr nicht, gewiß nicht; seine Keckheit stieß sie ab. Doch es lag trotzdem etwas Ritterliches in seiner Erscheinung, und seine blitzenden Augen blickten manchmal so schwermüthig. Sie mußte über ihn grübeln und vergaß fast dabei den Gedanken an die nächste Zukunft, der sie entgegen ging.

2.

„Ihre freie Zeit beschränke ich durchaus nicht,“ sagte am nächsten Morgen die Instituts-Vorsteherin sehr freundlich zu Eleonore. „Sie haben, wie gesagt, etwa dreißig wissenschaftliche Stunden wöchentlich in den vier obern Klassen zu ertheilen und den Musikunterricht einiger Kostmädchen zu übernehmen, für welchen täglich zwei Stunden ausreichen. Den deutschen Unterricht meines dreizehnjährigen Sohnes lege ich vertrauensvoll in Ihre Hände; zwei bis drei Stunden werden für den begabten Knaben genügen. Wenn Sie nach dem Nachtmahl, sobald die Kinder zur Ruhe gebracht sind, meine Stieftochter Aranka, Mademoiselle Adele und unsere deutsche Unterlehrerin Otti die englische Sprache lehren wollen, so werden die Damen Ihnen sehr dankbar sein. Wie gesagt, Ihre freie Zeit behalten Sie ganz für sich; in der Beaufsichtigung unserer fünfzehn internen Zöglinge wechseln Sie wochenweise mit Mademoiselle Adele und Otti ab. Doch werden Sie gewiß gern, auch wenn Sie nicht die Woche haben, im Kreise der lieben Kinder weilen. Und nun wünsche ich, daß Sie sich in meinem Hause recht wohl fühlen, liebes Fräulein. Ich habe ein unbegrenztes Vertrauen in Ihre Einsicht und Pflichttreue. Machen Sie Ihren Lehrplan ganz nach Belieben; ich billige im voraus jede Vertheilung und Anordnung des Lehrstoffes.“

Letzterm Versprechen kam die Vorsteherin auch so genau nach, daß sie jede Frage Eleonorens zurückwies. Diese war den fremden Verhältnissen gegenüber

ganz auf sich selbst angewiesen. Daß sich hinter diesem ehrenvollen Vertrauen Unwissenheit barg, merkte Eleonore zuerst nicht. Die Vorsteherin trat so bestimmt auf, sie sprach so gewählt, sie machte so große Ansprüche an die Lehrerinnen, daß Eleonore einen gewaltigen Respect bekam vor dieser kleinen, runden Frau mit den scharfen schwarzen Augen und dem herrischen Wesen. Uebrigens zeigte sie sich freundlicher gegen Eleonore, als es sonst ihre Art war, und auch die Herzen der andern Instituts-Damen hatte dieselbe im Sturm erobert. Die hübsche unbedeutende Wienerin Otti schaute zu ihr wie zu einem höhern Wesen auf; Mademoiselle Adele, das Factotum der Vorsteherin, ebnete ihr, nachdem sie gesehen, daß Eleonore nicht beabsichtigte, ihr die Herrschaft zu entreißen, in die sie sich mit Frau von Abafy theilte, so viel sie konnte die Wege, scherzte mit ihr in ihrer graziösen Weise und schalt sie zärtlich, wenn sie bedrückt war. Nur Aranka, die Stieftochter der Vorsteherin, zog sich noch scheuer und herber vor Eleonore zurück, als vor den andern. Aber gerade von ihrer düstern Gestalt fühlte die Norddeutsche sich gefesselt.

Aranka war nur einige Jahre jünger als ihre Stiefmutter und mochte im Anfange der Dreißiger stehen; aber ihr von Krankheit und Schmerz zerwühltes Antlitz sah viel älter aus. Die großen grauen Augen schauten mit einem Blick finsterer Gleichgültigkeit in's Leere, ohne auf einem Gegenstand zu haften; um den herben Mund lag ein Ausdruck bitterer und schmerzlicher Verachtung. Die Gestalt war sehr unschön; Aranka war in frühester Jugend durch einen Fall verkrüppelt und lahm geworden. Meistens saß das arme Wesen da, die schwachen, halbblinden Augen auf eine Perl-

stickerei gesenkt; denn sie beaufsichtigte und vollendete die Handarbeiten sämmtlicher Schülerinnen des Instituts. Sie trug nie zur Unterhaltung bei und antwortete, wenn sie angeredet wurde, gar nicht oder kurz und schroff. Aber in ihrem Blick lag manchmal so viel Trauer und Verzweiflung, daß Eleonore sich immer wieder zu ihr hingezogen fühlte.

Wieder hatte sie ihr einen der kleinen Dienste geleistet, die Aranka nie zu bemerken schien. Plötzlich redete diese sie hart und rauh an: „Warum bemühen Sie sich um mich, Fräulein? Ich habe Ihnen nichts dafür in Erwiederung zu geben, nicht einmal Dank; denn ich will allein sein, ganz allein!“

Eleonore war betroffen von dieser schroffen Abweisung, aber sie bezwang sich und erwiderte sanft: „Mein Herz trieb mich zu dem unbedeutenden Dienst, Fräulein Aranka.“

„Ihr Herz? Was kann Sie, die Sie von Liebreiz strahlen, zu mir ziehen, der Häßlichen, der von der Gesellschaft Ausgestoßenen, der von aller Welt Gemiedenen und Gehaßten?“

„Wer könnte Sie Ihres Unglücks wegen hassen? Es kann doch nur tiefes Mitleid einflößen, und daraus entspringt die Liebe, Fräulein Aranka.“

„So, meinen Sie? Mit Fingern hat man auf mich gewiesen, als ich noch ein Kind war; die Jugendgenossen stießen die Häßliche, Scheue, Ungeschickte fort aus ihrem fröhlichen Kreise. Als ich älter ward, und mein Geist durch Nachdenken und Lernen gereifter und gebildeter als derjenige der Andern, und mein Herz doch ihnen Allen entgegenschlug — denn ich liebte die Menschen, weil ich sie durch die Augen meiner Dichter sah — da verhöhnten, da betrogen, da verstießen sie mich. Ich

war ja häßlich, aber klüger und besser als sie. Da ließ ich sie meine Ueberlegenheit fühlen, und nun haßten sie mich. Ich lachte und spottete ihrer Unwissenheit und weinte die Nacht hindurch bittere Thränen, bis meine Augen fast blind wurden. Ich betete zuletzt, Gott solle mir Geist und Wissen und Begeisterung für das Ideal nehmen und mir dafür Schönheit und Jugendlust geben. Aber endlich wurde mein Herz still und kalt; ich freute mich, daß Alle mich fürchteten und mieden. Und nun kommen Sie mit Ihren Augen voll erbarmender Liebe und Ihrer weichen Stimme und thauen den Eiswall auf, unter dem mein Herz erstarrt lag. Jetzt liegt es wieder frei da und zuckt in wildem Schmerz, denn es beginnt wieder zu lieben und zu leiden... O Eleonore," rief sie plötzlich leidenschaftlich, „ich muß dich lieben, denn du bist die Erfüllung meiner Träume von Menschenschönheit und Menschengüte. Wenn du nun wieder von mir gehen wirst, dann wird die Nacht um mich finsterer sein als je zuvor!"

Eleonore nahm tief ergriffen ihre Hand und schmiegte sich an Aranka. Aber diese entzog sich ihr hastig, denn Frau von Abafy stand vor ihnen und schaute sie mit einem Ausdrucke kalten Mißfallens an.

„Die Kinder lernen nicht laut genug, Fräulein Eleonore," sagte sie in scharfem Tone.

Eleonore setzte sich näher an den Tisch, an welchem die Kostmädchen heute ihre Lectionen lernten, ließ sich von dem Lärm umtoben, ermahnte hier, half da, und beantwortete hundert Fragen, bis endlich die ganze Stube einen Tanz vor ihren Augen aufführte.

Adele zog sie in ihr Zimmer, und sie hörte jene wie im Traume sagen: „Das arme Kind wird ohnmächtig.

Wir müssen sie mehr schonen, bis sie sich an den Lärm gewöhnt hat, Frau von Abafy."

Aber trotz solcher Anfälle von Erschöpfung fühlte Eleonore sich doch nicht unglücklich. Ihr sanguinischer Sinn faßte das Neue, das sich ihr auf Schritt und Tritt bot, mit Enthusiasmus auf. Menschen ihres Schlags werden spät ernüchtert. Sie freute sich der lieblichen Kinderschaar, aus welcher viele durch ihre südliche Schönheit und ihren warmherzigen Frohsinn hervorstachen. Die Mehrzahl der Schülerinnen kam ihr liebevoll entgegen, und als Eleonore einstmals das Märchen von Schneewittchen erzählte und zu der Stelle kam, wo deren Schönheit beschrieben ward: „Weiß wie Schnee, roth wie Blut und schwarz wie Ebenholz," da riefen alle Kinder wie aus einem Munde, das Fräulein sei Schneewittchen; und wenn auch die verständige schwäbische Katarin einwandte, Eleonorens Wangen seien nur roth wie Rosenblätter, so half das nichts. Eleonore behielt den Namen, bei dem bald auch Fräulein Otti und Adele sie riefen. Die Kinder behaupteten seitdem auch, das Schneewittchen im Märchen habe blaue Augen gehabt und das Haar in Locken getragen.

3.

Noch hatte Eleonore nicht einen Augenblick das Institut verlassen, obgleich sie sehr wünschte, eine Bekannte aufzusuchen, welche Erzieherin in der Familie des Obergespans Herrn von Szegesvary war. Eleonore erinnerte sich zwar jener Dame, welche Christine Herzig

hieß, nur undeutlich; sie war noch ein halbes Kind gewesen, als sie ihr einmal bei einem ihren Eltern befreundeten Gutsbesitzer begegnet war. Doch gewann die flüchtige Bekanntschaft hier im fremden Lande eine viel höhere Bedeutung, und Eleonore freute sich auf die Landsmännin, von welcher die sonst mit ihrem Beifall kargende Frau von Abafy mit hoher Achtung sprach.

Indeß verging eine Woche, ohne daß Eleonore ihren Besuch hätte machen können. Ihre Zeit war sehr beschränkt, und zudem regnete es unaufhörlich. Alle Damen des Instituts behaupteten, daß der weite Weg bis zum Szegesvary'schen Hause für eine Dame jetzt nicht zu passiren sei. Eines Tages aber durfte Eleonore hoffen, die Bekannte zu sehen. Es war eine Feier zum Andenken des so früh gefallenen Dichters und Patrioten Petöfy veranstaltet worden. Da nun Eleonore gehört hatte, daß das älteste Fräulein von Szegesvary bei dem musikalischen Theile der Feier mitwirken werde, erwartete sie, auch Christine dort zu treffen. Deshalb fühlte sie sich sehr enttäuscht, als kurz vor Beginn des Festes ein Diener ein Billet nach dem Institut brachte, in welchem Christine ihr mittheilte, daß sie eines leichten Unwohlseins wegen nicht kommen könne, aber Frau von Abafy bitte, Eleonore der Szegesvary'schen Familie vorzustellen. Die Vorsteherin hatte darauf kühl und scharf erwidert, es sei unnöthig, Eleonore den Damen zu präsentiren, denn diese würden sie doch hochmüthig übersehen.

So betrat denn Eleonore recht verstimmt den bereits stark gefüllten Festsaal, in welchem dem Abafy'schen Institute Plätze in den vordersten Reihen reservirt waren. Die Petöfy-Feier wurde von einem ungarischen Liede eingeleitet, das ein Männerchor nicht schlecht sang. Dann

las ein Bruder aus dem Orden der Piaristen mit eintöniger Stimme eine fast endlose Rede so hastig ab, daß Eleonore durch das harte Rollen der fremden Sprache an den Donner im Puppentheater erinnert wurde, den man dadurch erzeugte, daß man Erbsen über gewellte Bleche laufen ließ. Auch das Gedicht, welches dann eine junge hübsche Frau mit starkem Pathos declamirte und das mit lauten Eljen-Rufen applaudirt wurde, schien ihr nicht wohlklingender.

Jetzt ging eine Bewegung durch den Saal. Adele, welche ein ungarisch geschriebenes Programm in der Hand hielt, beugte sich lachend zu Eleonore hinüber.

„Attention, Preußin," scherzte sie, „jetzt naht Szegedin's berühmtester Virtuose und geschicktester Herzensdieb. Geben Sie Acht, daß er Ihnen nicht das Ihrige stiehlt!"

So eben hatte ein schlanker Mann eine junge Dame an das Clavier geführt und wandte sich jetzt mit einer leichten Verbeugung gegen das Publicum. Der kurze, beschnürte ungarische Rock kleidete die wohlgeformte, elegante Gestalt sehr gut; das krause schwarze Haar umlockte ein schönes, kühnes Gesicht. Jetzt ließ der Künstler rasch die dunkeln Augen über die erregte Versammlung schweifen, die ihn mit lebhaften Eljen-Rufen begrüßte. Sein Blick traf Eleonore, es blitzte auf in den dunkeln Augen. Das Mädchen erröthete: es hatte den jungen Ungarn erkannt, der ihr in Pesth begegnet war.

Verwirrt wandte sie den Blick von ihm ab und ließ ihn auf seiner jungen Partnerin ruhen. Aber bald wurde ihr zerstreutes Hinblicken ein freudiges Anschauen: sie glaubte noch nie ein Frauenbild von solchem Liebreiz wie jene junge Ungarin gesehen zu haben. Ein Duft lag über der zarten Erscheinung, wie sie da saß, von

leichtem weißen Gewande umflossen, Rosenknospen in dem welligen braunen Haar, ein schüchternes Lächeln auf dem feinen, blassen Gesichtchen, das von träumerischen braunen Augen belebt wurde, so daß Eleonore unwillkürlich vor sich hin sagte: „War so jung und morgenschön!“

„Nicht wahr, ein schönes Paar, wie für einander geschaffen?“ flüsterte Adele. Eleonore zuckte zusammen und blickte rasch nach dem Musiker hin. Da sah sie wieder jenen leidenschaftlichen Strahl in seinen Augen aufflammen und gleichsam ihre Gestalt umfassen.

Virady hob den Bogen und begann zu spielen. Auf dem einfachen Thema eines ungarischen Volksliedes war eine Phantasie aufgebaut voll mächtig ergreifender Leidenschaft. Wie die Geige klagte in wehmuthvollen Tönen, als begrabe sie alles Glück, alle Freude hienieden, wie sie dann wieder trotzig aufjauchzte in wildem Siegesjubel, um dann mitten im Triumph jäh abzubrechen und nach kurzer Pause wieder jenen todestraurigen Klagegesang ertönen zu lassen — das mußte ergreifend wirken.

Athemlos, mit stockenden Pulsen lauschte Eleonore den dämonischen Tönen, die sie packten und hinrissen. Plötzlich ging der Geiger in die Weise des Czardas über, der mit seinem zuckenden Rhythmus, mit seiner wilden Lebenslust den Ungarn förmlich elektrisirt, aber auch dem Fremden das Blut rascher durch die Adern jagt.

Nicht enden wollende Eljen-Rufe überschütteten den Virtuosen und seine schöne Partnerin; man schrie, klatschte in die Hände, stampfte mit den Füßen, kurz, man war außer sich. Der Künstler verbeugte sich leicht, aber sein Blick haftete wieder auf Eleonoren, welche zitternd die Augen senkte. Sie war noch so in dem Banne befangen,

den diese Musik um ihre Seele gezogen, daß jeder klare Gedanke ihr fehlte und sie sich in diesem Augenblick widerstandslos vor einer Leidenschaft beugte, die ihr doch Furcht einflößte. Der Künstler aber schritt, nachdem er die Clavierspielerin ihren Eltern zugeführt und mit diesen wie mit den ihn umdrängenden Bewunderern einige höfliche Worte gewechselt hatte, auf Frau von Abafy zu und sprach in galanter Weise seine Freude aus, sie hier zu sehen. Er wußte gewandt das Gespräch auf ihr Institut und dessen neue Lehrerin zu lenken und schloß mit der Bitte, ihn der jungen Dame vorzustellen, was Frau von Abafy, geschmeichelt durch das Interesse des berühmten Künstlers, gern that.

Eleonore hatte verwirrt dagestanden, unschlüssig, ob sie ihr früheres Zusammentreffen mit dem Musiker der argwöhnischen Vorsteherin gegenüber erwähnen oder verschweigen sollte. Aber als sie nun beim Aufblick in das Gesicht des jungen Künstlers wieder jenem in Leidenschaft flammenden Blick begegnete, da wallte ihr Mädchenstolz empor. Das Gefühl, kein noch so unbedeutendes Geheimniß mit diesem Manne theilen zu wollen, siegte über ihre Schüchternheit, und sie sagte ruhig: „Ich bin schon in Pesth zufällig mit Herrn Virady zusammengetroffen und freue mich, jetzt Gelegenheit zu haben, demselben meinen Dank für die Dienste auszusprechen, welche er mir dort erwiesen."

„Ei, ei, so kannten Sie das Fräulein schon, Herr Professor?" fragte Frau von Abafy mit neckendem Tone, aber argwöhnischem Blick.

„Ich danke es dem Zufall, daß ich das Fräulein im Wartesaal des Pesther Bahnhofes traf und ihr das Fahrbillet besorgen durfte," erwiderte Virady, und Eleonore fand weder Gelegenheit noch Muth, die halbe Un-

wahrheit zu berichtigen. „Aber ich ließ mir nicht träumen," wandte er sich an Eleonore, „daß ich so bald das Glück haben würde, Sie wiederzusehen. Darf ich fragen, wie Ihnen die erste Probe ungarischer Musik zugesagt hat, gnädiges Fräulein?"

„Ich weiß nicht . . . diese Musik ist mir noch zu neu und fremd," stammelte Eleonore, verwirrt von der Sicherheit, mit welcher Virady die Unterhaltung leitete.

„O, Sie werden sie schon verstehen und lieben lernen; denn ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie überhaupt die Tonkunst lieben und verstehen?"

„Ob sie das thut!" mischte sich Adele in das Gespräch. „Fräulein Eleonore ist Ihnen eine ebenbürtige Rivalin; sie spielt den Flügel so meisterhaft wie Sie die Geige, und singt so schön, wie ich's noch nie hörte!"

„Ah, da mache ich ja eine sehr angenehme Entdeckung," rief Virady feuerig. „Ich wünschte schon lange für meine Schülerin Fräulein Ilka eine Partnerin im Pianospiel; ich will sogleich dem Fräulein und Frau von Szegesvary mittheilen, daß ich sie in Ihnen gefunden. Die Damen werden entzückt sein und nicht mit Bitten ablassen, bis Sie, mein Fräulein, einwilligen, mit Szegesvary Ilka zu musiciren."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten oder das unwillige Stirnrunzeln der Vorsteherin zu beachten, eilte er davon und kehrte bald in Begleitung der lieblichen Ilka und einer ungewöhnlich hohen, stattlichen Dame zurück. Der Saal hatte sich inzwischen geleert; doch standen noch hier und da plaudernde und lachende Gruppen. Während Frau von Szegesvary höfliche Worte mit Frau von Abafy wechselte, ließ Ilka ihre Augen einen Moment lang wie fragend und prüfend auf Eleonore ruhen; dann reichte sie ihr, wie von einem plötzlichen Impulse

getrieben, beide Hände hin und fragte mit einem reizenden Gemisch von Schüchternheit und Feuer: „Ich glaube, ich werde Sie lieb haben, Fräulein. Wollen Sie uns oft besuchen, mit mir spielen?"

Auch Frau von Szegesvary lud Eleonore freundlich ein, jeden schulfreien Sonnabend in ihrem Hause zu verbringen und Eleonore gab gern eine freudig zustimmende Antwort.

Man trennte sich, und Eleonore ging stumm neben Adele hinter dem Zuge der Kinder durch die stillen Gassen.

„Nun, Preußin, denken Sie an den schönen Geiger?" scherzte die Französin.

„Ich dachte in diesem Augenblick an die reizende Ilka," entgegnete Eleonore rasch. „Aber da Sie mich daran erinnern . . . ist Herr Virady ein näherer Bekannter des Abafy'schen Hauses?"

„O, keineswegs," lachte Adele. „Frau von Abafy hat seine Courtoisie heute nur Ihren schönen Augen zu danken, Schneewittchen. Es besteht sonst nicht viel Sympathie zwischen den Beiden. Aber, Preußin, Preußin, Sie scheinen sich doch für den schönen Musikmeister zu interessiren, warum fragen Sie sonst?"

„Weil es mir in Pesth schien, als kenne er genau die Verhältnisse des Instituts."

„O, die kennt Jedermann bei unserm kleinstädtischen Leben und bei der geringen Anlage der Ungarn, und namentlich Madame's, zur Geheimnißkrämerei! Also eine so lange und inhaltreiche Unterhaltung hatten Sie mit Virady Béla?"

„Kleinstädtische Verhältnisse?" wiederholte Eleonore ausweichend. „Aber, ich meine, Szegedin habe gegen 80,000 Einwohner?"

„Ja, das heißt 80,000 Bauern und einen kleinen Kreis der sogenannten guten Gesellschaft, in der Frau von Szegesvary und Frau von Abafy die beiden Pole sind, um welche die Andern sich schaaren und zwei einander ziemlich feindliche Lager bilden. Sie werden das alles bald aus eigener Erfahrung kennen lernen . . . Eh bien, Preußin, ich bin sonst nicht geneigt, Andern Rathschläge zu geben; sie bringen nichts ein. Bei Ihnen indeß will ich's gleich mit Zweien auf einmal versuchen, die Sie natürlich eben so wenig befolgen werden wie irgend ein Mensch, dem die Weisheit des Andern nicht in seinen Kram paßt. Also Numero Eins: Schließen Sie sich nicht zu eng an Szegesvarys an; Sie werden sonst einen schweren Stand mit Madame haben. Numero Zwei: Halten Sie Ihr Herz fest, das der Musikmeister gern rauben will. Bisher hat er sein eigenes noch nie auf lange Zeit dafür gegeben, und ich glaube, Sie sind zu ernst und leidenschaftlich, um ein Spielen mit dem Feuer vertragen zu können."

„O, Frankreich weiß, wie gut Preußen gewappnet und wie schwer es zu besiegen ist!" scherzte Eleonore. Aber später hörte sie noch im Traume Adelens Worte, sah den flammenden Blick des Professors auf sich gerichtet und horchte den wilden, klagenden und bittenden Tönen seiner Geige.

4.

Schon um die dritte Stunde des nächsten Nachmittags trat Fräulein Herzig in das Zimmer Eleonorens und umarmte freundschaftlich die schüchtern ihr Entgegenkommende. Beide saßen nun auf dem kleinen, harten Sopha des winzigen Stübchens, welches gerade Platz für ein Bett, ein Tischchen, einen Stuhl und einen Schrank, aber eigentlich keinen Raum mehr für einen Bewohner, geschweige denn für Gäste hatte. Eleonore musterte verstohlen die Landsmännin und mußte sich gestehen, daß es kaum eine vollkommenere Verkörperung norddeutschen Wesens geben könne, als Christine Herzig es war. Ihre mehr als mittelgroße, schlanke Gestalt, das feine und regelmäßige Gesicht, von dem die rothblonden Haare zurückgestrichen waren, die blaugrauen, scharf und klug blickenden Augen, der schmale Mund, um den, wenn er geschlossen war, ein Zug herber Willensstärke hervortrat, die ruhige und bestimmte Weise ihres Sprechens — das alles machte zusammen den Eindruck scharfen und erwägenden Verstandes, des Selbstbewußtseins und der Tüchtigkeit. Freilich fehlte jene verbindliche Liebenswürdigkeit, welche den Südländer für den oberflächlichen Verkehr ungleich anziehender macht als den Norddeutschen, und vor allem den Preußen.

Christine ließ während des Sprechens ihren Blick fast unverwandt auf Eleonore ruhen. Schließlich sagte sie: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, wie sehr ich mich über Sie freue; die unscheinbare Puppe hat sich als prächtiger Schmetterling entfaltet. Denn eine Puppe waren Sie, Schneewittchen, als ich Sie vor fünf oder

sechs Jahren als Vierzehnjährige sah: ein lang aufgeschossener Backfisch mit scheuen, eckigen Bewegungen. Sie schwärmten damals für Ritter Toggenburg und declamirten Ihren Jugendfreundinnen eine grausige Ballade vor von unendlicher Länge, in der, ich erinnere mich ihrer genau, ein wüthiger Ritter und eine sehr poetische und tugendhafte fahrende Zigeunerin die unglaublichen Hauptpersonen waren. Man lachte damals über Sie; aber ich prophezeite, daß sich einmal ein ungewöhnliches Wesen aus Ihnen entwickeln werde. Sie hatten schon damals ganz wunderbar strahlende Augen; allerdings aber hat Schneewittchen meine Erwartungen übertroffen."

„Woher wissen Sie denn, daß die Kinder mir diesen Namen gegeben haben?" fragte Eleonore, verlegen gemacht durch die offen ausgesprochene Befriedigung Christinens.

„Adele hat's mir erzählt. Sie ist von Ihnen eingenommen, wie, glaube ich, alle Welt; selbst Frau von Abafy singt Ihnen Lobeshymnen, was sonst ihre Art nicht ist. Uebrigens wollen wir hier nicht unsere karge Zeit verplaudern, sonst möchte Ilka mir ernstlich zürnen. Gehen wir; aber bewaffnen Sie sich mit derben Schuhen und schürzen Sie Ihre Kleider möglichst hoch. Ihre deutsche Phantasie kann sich keine Vorstellung von dem ungarischen Straßenschmutze machen, und zu Wagen können wir erst recht nicht vorwärts."

Fräulein Herzig hatte nicht übertrieben. Bis über die Achsen der Wagen geht der unergründliche Schlamm der in Szegedin wie in ganz Süd-Ungarn ungepflasterten Straßen. Als nun die Damen das Trottoir verlassen mußten, um quer über den endlos breiten Straßendamm zu schreiten, stand Eleonore eine Weile zaudernd

davor und fragte sich, ob sie ihre Person und die Sauberkeit ihrer Kleider den Dielen anvertrauen sollte, die über den Schlamm gelegt und theilweise schon darin versunken waren. In den Nebenstraßen, die sie jetzt passiren mußten, vertraten diese schmutzigen Dielen sogar die Stelle des Trottoirs. Eleonore watete zuletzt mit dem Muth verzweifelter Ergebung durch die Stadt, welche trotz ihrer 80,000 Einwohner nur ein riesiges und häßliches Dorf ist, bebaut mit niedrigen, weiß getünchten Häusern, deren Reihen nur in der innern Stadt durch einzelne höhere Gebäude, sehr oft aber von Sümpfen unterbrochen wurden.

„Ja, ja," lachte Christine, als Beide wieder glücklich in den Hafen eines Trottoirs eingelaufen waren und Eleonore entsetzt ihre zierlichen Stiefelchen betrachtete, deren Grundform jetzt schlechterdings nicht mehr zu erkennen war, „an die ungarischen Straßen werden Sie sich halt gewöhnen müssen, Schneewittchen. Sie sind im Winter, Frühling und Herbst nahezu unpassirbar vor Schmutz, im Sommer vor Staub. Aber lassen Sie sich dadurch nicht von Ihren Besuchen abschrecken. Sie werden im Szegesvary'schen Hause eine kleine erquickende Oase in dieser ungarischen Wüste finden; denn wenn die Familie auch zu dem ältesten magyarischen Adel gehört, so hat doch Herr von Szegesvary in Jena studirt und seine Kinder haben deutsche Erzieherinnen. Sie finden darum bei uns viel deutschen Ernst und deutsche Gesittung und werden sich daran erholen."

„Und welch ein Zufall führte Sie in dieses Haus?"

„Kein Zufall, die Verwendung eines Jugendfreundes, des Dr. Ewald Werden, Docenten an der Universität zu Jena. Herr von Szegesvary hat bei Ewald's Eltern gewohnt und hegt so warme Zuneigung zu

Ewald, den er noch auf den Armen getragen, daß er, als Ewald durch die Folgen eines bösartigen Nervenfiebers längere Ferien aufgezwungen wurden, mit Bitten nicht nachließ, bis Jener einwilligte, hierher zum Besuch zu kommen."

„So befindet sich Dr. Werden noch im Szegesvary'schen Hause?"

„Er ist erst vor einigen Wochen angekommen und wird hoffentlich bis zum Sommer hier bleiben. Da er eine große wissenschaftliche Arbeit unter der Feder hat, wird ihm die aufgezwungene Muße wohl nicht zu lang werden."

„Und Sie freuen Sich natürlich sehr über den Verkehr mit Ihrem Jugendfreunde?"

„Ich bin glücklich darüber," erwiderte Christine mit großer Wärme. „Sie wissen noch nicht, was es heißt, Schneewittchen, jahrelang in der Fremde zu leben, im innern Widerspruch mit dem Meisten, was man hört und sieht. Sieht man dann wieder ein liebes, altbekanntes Gesicht, das einem eine Fluth von halb vergessenen süßen Erinnerungen heraufbringt, so lebt man auf und freut sich, endlich einmal aussprechen zu können, was man denkt. Ewald und ich sind zusammen aufgewachsen; er und Fritz, sein älterer Bruder, haben mit mir gespielt und gezankt und mich gegen die Neckereien anderer Knaben beschützt. Was waren das für prächtige, frische und ehrliche Jungen, und welche kräftige, tüchtige Männer sind sie geworden! Eine wahre Erquickung ist's mir, wenn ich, nachdem ich mich über frivole junge Ungarn geärgert habe, ein ernstes, gutes Wort mit Ewald reden kann! Nun, Sie werden ihn ja gleich kennen lernen, Schneewittchen. Ich habe Ewald schon so viel von Ihnen erzählt, daß er ganz neugie-

rig auf Sie geworden ist. Sie werden ihn sicher lieb gewinnen."

Sie waren nun zu dem stattlichen Hause des Obergespans gekommen und gingen durch ein großes Thor in den Garten und von diesem auf die Veranda, auf welche die Thüren der Zimmer sich öffneten. Nach nothdürftiger Reinigung der Schuhe durch den Hausknecht traten sie in den Salon, wo Eleonore von der Hausfrau freundlich, von Ilka mit lebhafter Freude empfangen wurde. Am Fenster lehnte ein ungewöhnlich hoher, schlanker Mann. Es hätte nicht der Vorstellung seitens der Hausfrau bedurft, um Eleonore in ihm den Jugendfreund Christinens erkennen zu lassen.

„Wie er zu ihr stimmt; sie sind wie für einander geschaffen," dachte sie, als ihr Blick über ihn streifte und sie ihn die ersten Worte sprechen hörte. Das war dieselbe ruhige, zurückhaltende Art des Benehmens, derselbe prüfende Blick der grauen Augen, dieselbe wägende Weise des Sprechens und Urtheilens, derselbe Eindruck der Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit, wie auch Christine auf den ersten Blick ihn machte. Nur fehlte Werden jener herbe Zug um den Mund, und seine Augen blickten milder als die scharfen Augen Christinens. Er verkehrte mit ihr in ruhig herzlicher Weise.

Die ernst freundliche Art, mit welcher er auch Eleonoren entgegentrat, gewann ihm im Fluge deren Vertrauen; sie empfand eine ruhige und friedliche Sicherheit in seiner Nähe, als wäre er ihr langjähriger, erprobter Freund. Unter dem Einflusse dieses Gefühls schwand ihr die Befangenheit, welche sie sonst in fremder Umgebung schüchtern und schweigsam machte, und bald rollten Christine und sie Bild auf Bild aus der alten Heimath auf. Eleonorens Plaudern klang so

fröhlich, ihr Lachen so silbern und kindlich, daß Dr. Werden meinte, nie ein lieblicheres Wesen gesehen zu haben, als dieses junge Mädchen. Er selbst sprach wenig, er warf nur ab und zu eine treffende Bemerkung in das Geplauder der beiden Mädchen; aber es war Eleonore, als rege dieses theilnehmende Zuhören sie mehr an, als ein Schwall von Worten es hätte thun können.

Als die ganze Familie sich bei dem Abendbrod vereinigte und auch Herr von Szegesvary, ein stattlicher, dunkeler Mann mit scharfgeschnittenem, stolzem Gesicht, erschienen war, meldete der Diener, daß Professor Virady seine Aufwartung zu machen wünsche.

Eleonorens Blicke streiften Ilka, deren Wangen ein jähes Roth überflog, während ihr Vater finster die Brauen zusammenzog, als Virady eintrat. Es herrschte eine peinliche Stille in der eben noch so heiter gestimmten Gesellschaft, welche jedoch der Virtuose nicht zu bemerken schien. In gewandter Weise motivirte er sein Kommen mit dem Wunsche, Eleonore und Ilka zusammen musiciren zu hören und mit ihnen die gemeinschaftlichen Musikübungen festzustellen. Die beiden jungen Mädchen spielten sogleich eine Ouverture. Wenn auch Ilka, wie fast alle Ungarn, hart und spitz spielte, so war sie desto entzückter von dem weichen und doch kräftigen Spiel Eleonorens, und man bestürmte sie allerseits mit Bitten, auch eines ihrer deutschen Lieder zu singen.

Eleonore gab nicht ungern nach; sie wünschte ihre Stimmung wieder in ein ruhiges Gleichgewicht zu bringen, das die Nähe des Musikers ihr geraubt hatte. Sein dämonisches Wesen beunruhigte sie und stieß sie ab, während es zugleich sie anzog und beherrschte. In dieser Stimmung sang sie den Erlkönig. Sie hatte eine mehr

liebliche als mächtige Stimme, aber es lag eine verhaltene Leidenschaft in ihrem Gesange, die Werden erstaunen und Virady's Augen funkeln machte. Sie sang sich immer mehr in Gluth; das unheimliche süße Locken des Erlkönigs war ihr wie die Geige Virady's, vor deren berückendem Zauber sie selbst fliehen wollte.

Werden blickte betroffen zu ihr hinüber. Wer hätte in diesem lieblichen Mädchen eine solche Macht der Leidenschaft vermuthet? Es strich wie ein peinliches, entfremdendes Empfinden durch seine Seele, als er nun sah, wie der Musiker sich zu Eleonore niederbeugte. In Virady's Seele jubelte es: Sie kennt die Leidenschaft, sie zittert noch davor, aber in ihr glüht sie bereits!

„Dank für Ihren Gesang, Fräulein Eleonore," sagte er; „ich will Ihnen darauf die Antwort geben." Und nun sang seine Geige eine so wilde und jauchzende, aber auch so schmelzende und bestrickende Melodie, als jubele sie über den Sieg der Leidenschaft, und erzähle von der Wonne, die sie schaffe.

Eleonore hatte zitternd die Augen gesenkt. Aufschauend begegnete sie dem ernsten Blicke Werden's. Die Gluth der Scham schoß ihr in die Wangen; aber dann wurde sie zornig über sich und über ihn, der sie im Herzen tadelte.

„Sie lieben die Musik nicht?" fragte sie heftig.

„Nicht diese Musik, Fräulein Eleonore; denn sie berauscht und betäubt, aber sie erhebt nicht die Seele zu höherm, reinerm Empfinden — und das soll doch jede echte Kunst."

„Wer nicht die Kraft der Leidenschaft hat, der verschmäht sie allerdings auch in der Kunst," sagte der Musiker, welcher hinzugetreten war, so scharf und ge-

reizt, daß die Worte und noch mehr der haßfunkelnde Blick, der sie begleitete, den Eindruck einer Kriegserklärung machten.

Werden's Stirne röthete sich, aber er erwiderte ruhig: „Ich meine, willenlose Hingebung an seine Leidenschaft erniedrige den Menschen und zeige Mangel an Kraft."

Dann wandte er sich mit einer Frage an Herrn von Szegesvary, welcher stirnrunzelnd zugehört hatte, und lenkte die Unterhaltung in andere Bahnen. Die kleine Gesellschaft war verstimmt. Christine schleuderte vernichtende Blicke auf den kecken Ungarn, der ihren Jugendfreund anzugreifen gewagt hatte. Herr von Szegesvary ignorirte Virady so vollständig, wie das nur irgend mit seinen Pflichten als Wirth vereinbar war. Ilka war sehr blaß, und ihre Augen schimmerten von verhaltenen Thränen, während Eleonorens Gefühle sich in einem Widerstreit befanden.

Die beiden Männer haßten sich, mußten sich hassen und bekämpfen wie Wasser und Feuer. Warum nur konnte sie sich nicht entschieden auf die Seite des einen von ihnen stellen, wie das augenscheinlich alle Andern innerlich thaten? Aber Eleonore dachte wie Werden, und fühlte doch heiß wie Virady. Was Jener vor des Professors Kommen zu ihr gesagt, war ihr wie aus der Seele geschöpft gewesen, hatte ausgesprochen, was in ihr lebte und webte von Idealen, hatte sie angefaßt, wie die warme Hand eines ältern, erfahrenen Freundes, von dem sie sich unbedingt führen lassen würde durch Nacht und Grauen. Aber da war noch eine andere Saite in ihr, und die hatte Virady angeschlagen. Sie war so jung, so warmherzig, so lebenslustig und phantasievoll; sie verstand sich ja selbst nicht,

aber es war ihr, als gebe es noch ein größeres, berauschenderes Glück, als sie sich jetzt vorstellen konnte. Hatte Virady den Schlüssel dazu?

5.

Als Eleonore nach Hause kam, saß man bereits beim Nachtmahl. Die Vorsteherin nahm die Entschuldigung der Verspäteten sehr ungünstig auf. Die andauernde Gereiztheit der strengen Dame begann von jetzt ab sich allmälig mehr und mehr auch gegen die junge Deutsche zu kehren, und diese empfand den Druck um so stärker, als ihre hochgespannten Erwartungen schon in den nächsten Wochen in herbe Enttäuschung umzuschlagen begannen. Sie fand nirgends Verständniß für ihre Ideen, nirgends Bereitschaft, ihr die deutsche Lehrmethode, die man doch bewunderte, durchführen zu helfen. Die übergroße Arbeitslast, welche auf sie drückte, hatte schon begonnen, Eleonorens Gesundheit und Frohsinn zu untergraben. Wäre ihr nicht das Szegesvary'sche Haus wirklich eine „erquickende Oase" gewesen, wo sie immer wieder Rath, Trost und Anregung fand, so wäre sie trotz der ungewöhnlichen Elasticität ihres Geistes wohl bald zusammengebrochen. Sie zählte die Tage bis zum Sonnabend, der die Freiheit verschaffte, in einer sympathischen Umgebung aufathmen zu können. Hier schnellte ihr spannkräftiger Geist wieder zu jener Frische und kindlichen Fröhlichkeit empor, die sie so lieblich machten.

Heute hatte sie nur Christine und Werden getroffen, da Frau von Szegesvary und Ilka zu einer nothwen-

digen Besorgung in die Stadt gefahren waren. Das war ihr gerade recht; es plauderte sich so gut mit Christinen von der alten Heimath, während Werden's freundlich-ernste Augen auf Beiden ruhten. Sie wurde immer fröhlicher.

„Ach, wie es schön war in unserer alten Haide, nicht wahr, Christine?" sagte sie. „Wie wir da Morgens hinausgingen in den thaufrischen Wald, wo die Sonne zwischen den Stämmen der alten Fichten hindurchblickte und sich in den Thautropfen auf dem Haidekraut spiegelte, und alles lachte und funkelte vor Frische und Freude. Und dann wieder Abends, wenn meine sanfte Bertha ihre schwermüthigen Lieder sang, wenn die weißen Blüthen der Calla neben dem Flügel den Klängen zu lauschen schienen und mein Herz klopfte bei der Gewalt der Musik. Ach, und dann kamen vom Hofe her breite Thierstimmen; die Heerde ergoß sich brüllend und grunzend über den Hof und forderte Einlaß in die Ställe."

Sie lachte lustig und Christine wie Werden wurden angesteckt von ihrer unwiderstehlichen Fröhlichkeit. Es war ihm, als gehe ein Sonnenstrahl von der lieblichen Gestalt aus und erfülle das ganze Zimmer mit Heiterkeit und Schönheit.

„Ja, sie ist wahrlich das Schneewittchen, das alle Menschen lieben mußten, weil es gar so warm und vertrauensvoll ihnen allen sein Herz öffnete, vor dessen Holdseligkeit selbst der böse Mörder sein Messer senkt," dachte er. Und etwas wie Mitleid, wie Furcht, daß dieses holde Wesen von der unbarmherzigen Hand des Schicksals rauh berührt und der Schmetterlingsstaub ihm von den Flügeln gestreift werden könne, kam über ihn. „Ich muß sie behüten, vor ihr selbst, vor

der Gefahr, welche die arglose Unbefangenheit ihres eigenen unschuldigen und feuerigen Herzens über sie bringen kann," dachte er. Ihm fiel ein, daß es ein einfaches Mittel gebe, ihr näher zu treten, daß er einige ihrer Stunden im Institut übernehmen und dadurch mit der Förderung seines Hauptzweckes den Vortheil verbinden könne, auch ihre erdrückende Arbeitslast zu erleichtern. Er sagte ihr im Laufe des Gespräches, daß er anfange, sich nach seinen Studenten zu sehnen, und fragte sie, ob es sich in Ermangelung von solchen wohl einrichten ließe, daß er einige Lectionen im Institut ertheilen könne.

Eleonore zweifelte nicht daran, daß die Vorsteherin sich von dem Interesse des deutschen Gelehrten für ihr Institut geschmeichelt fühlen und auch in kluger Erwägung der Vortheile für den Ruf ihres Instituts gern die Mitwirkung Werden's am Unterricht annehmen würde; sie empfand aber deutlich, daß Werden mit diesem Anerbieten ihr helfen, sie unterstützen wolle. Und doch war sie nicht verwirrt, nicht beunruhigt durch diese Erkenntniß; sie fühlte nur eine dankbare, süße Freude darüber, und mit warmen, aus dem Herzen kommenden Worten nahm sie sein Anerbieten an. Er drückte einen Augenblick fest die kleine Hand, welche so ruhig und vertrauend in der seinen lag, und sagte dann ablenkend: „Und nun singen Sie uns ein echt deutsches Lied, noch ehe die Andern wiederkommen und die heitere Stunde zu Ende geht, Schneewittchen."

„Ist Ihnen Goethe-Beethoven's Mailied deutsch genug?" fragte sie mit ihrem sonnigen Lächeln. Aber es verschwand und machte einem raschen Erröthen Platz, als plötzlich des Musikers schlanke Gestalt die Portièren theilte.

„Störe ich?" fragte er mit einem sarkastischen Lächeln.

Der Spott empörte Eleonore und gab ihr die frühere Sicherheit wieder. „Durchaus nicht," antwortete sie ruhig; „ich hatte so eben Herrn Doctor Werden versprochen, ein Lied zu singen."

Und nun sang sie mit ihrer frühlingsfrischen Stimme, und es war ihr, als habe sie noch nie so ganz die entzückende Heiterkeit dieses Mailiedes empfunden, als eben jetzt. „O Erd, o Sonne, o Glück, o Lust!" klang es jubelnd von ihren Lippen.

Werden's Blicke ruhten auf ihr. „Sie ist selbst ein Maimorgen, ein goldener Sonnenstrahl!" rief es in ihm. Und zum ersten Mal zog ein sehnsüchtiger Wunsch durch seine Seele: Sollte es nicht möglich sein, diesen Sonnenstrahl einzufangen, sollte er wohl die düstere Studirstube des einsamen Gelehrten durchleuchten und verklären wollen mit seiner erquickenden Helle und Lieblichkeit? Er fuhr erschreckt zusammen, als das dunkele Gesicht des Musikers sich zu Eleonore neigte und ihm die Antwort auf seine stumme Frage zu geben schien.

„Wie glücklich Sie sangen, Fräulein Eleonore!" flüsterte Virady. „Aber glauben Sie mir, es ist eine Unwahrheit, was das jubelnde Lied behauptet. Nicht »golden schön wie Morgenwolken« ist die wahre Liebe — verzehrend, versengend, bezwingend, unwiderstehlich fortreißend ist sie!"

Aber heute empfand Eleonore an dieser leidenschaftlichen Sprache nur das Verletzende. Sie hob kühl den Kopf. „Ich kenne weder diese Art der Liebe, noch könnte ich sie je verstehen und mit ihr sympathisiren."

Sie ging zu Christine in die Fensternische und knüpfte ein gleichgültiges Gespräch mit ihr an. Aber bald trat der Musiker, völlig beherrscht und unbefangen, mit der Bitte zu ihr, ihm ein ungarisches Lied zu begleiten.

„Ich bin hier noch zu fremd, um Ihre ungarische Musik verstehen und spielen zu können," lehnte sie kühl ab. Aber Virady ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen.

„Ist es aber nicht ein wenig unrecht," wandte er ernst ein, „das Land, in dem man lebt und seine besten Blüthen — denn seine Musik ist das Edelste, was Ungarn erzeugt — so gering zu achten, daß man es nicht ein Mal der Mühe für werth hält, sie kennen zu lernen?"

Die Gerechtigkeit dieses Vorwurfes traf Eleonore. Sofort schritt sie zum Clavier und Beide spielten eines der unsäglich schwermüthigen ungarischen Lieder, die, in die wilde Weise des Czardas übergehend, so treu den Charakter dieses Volkes spiegeln, in welchem tiefste Schwermuth neben jauchzender Lebenslust liegt und alles durchhaucht ist von glühender Leidenschaft.

Virady's Geige riß Eleonore mit sich fort. Als sie mit glühenden Wangen geendet, rief er freudestrahlend: „Dank, Fräulein Eleonore, Dank! O, ich wußte, daß Sie eine gluthvolle Seele haben ... Sie spielten wundervoll!"

„Das Verdienst daran gehört Ihnen," wehrte sie ab. „Ich fühle doch, wie fremd meinem Verständniß Ihre Musik noch ist. Wie anders klingt es, wenn Sie mit Fräulein Ilka spielen! Das stimmt zusammen, ergänzt sich und strömt hinaus mit einem Einklang und

einer Leidenschaft, daß ich wohl fühle, wie Sie beide zu einander gehören!"

„Meinen Sie das wirklich, Eleonore — ist Ilka die Ursache, weshalb Sie so hart gegen mich sind?" flüsterte Virady.

Eleonore blickte zu ihm auf, betroffen von der Frage, welche ihrer Bemerkung einen von ihr ganz unbeabsichtigten Sinn unterlegte und die sie nur halb verstand.

Aber ehe sie noch Zeit zu einer Antwort fand, trat Frau von Szegesvary mit Ilka ein. Wurde Eleonore durch ihr so eben erwachtes Mißtrauen getäuscht, oder flog wirklich ein Blick des Einverständnisses von Ilka zu Virady?

Die Musikstunde begann und währte so lange, bis das Kammermädchen mit der Meldung kam, das Nachtmahl sei angerichtet. Als Eleonore sich erschreckt zum Gehen anschickte, kam Frau von Szegesvary ihrer Absicht mit der Mittheilung zuvor, sie habe den Diener in's Institut geschickt, um Eleonorens längeres Verweilen zu entschuldigen; auch den Herrn Professor bitte sie, zu bleiben.

Das Nachtmahl, zu dem auch der Hausherr erschien, war belebt genug. Virady sprühte von Geist und Fröhlichkeit. Ilka's blasse Wangen hatten sich ein wenig gefärbt; ihren Mund umspielte ein freudiges Lächeln, sie sah sehr lieblich aus. Auch Herr von Szegesvary war guter Laune; er theilte seiner Gattin gegen den Schluß des Mahles die Verlobung einer Verwandten mit einem reichen und vornehmen Grundbesitzer mit.

„Da bringst du mir ja eine sehr gute Nachricht, Victor," rief die Dame erfreut. „Welch ein Glück macht die arme Etelka mit dieser Heirath!"

„Ein Glück, Mama?“ unterbrach Ilka sie im Tone schmerzlichen Vorwurfs. „Die arme Etelka liebt schon lange einen Andern. Kannst du glauben, daß diese aufgezwungene Ehe ihr Glück bringen werde? Ich meine, sie müsse sehr elend sein; ihr einziges, höchstes Gut: ihre Liebe, ist zertreten!“ Verhaltenes Weinen zuckte um ihren Mund und zitterte in ihrer Stimme.

„Ei, ei, hast du schon Romane gelesen, Kleine,“ spottete ihr Vater, „daß du so weise über die Liebe sprichst? Ich meine, Etelka versteht, wie alle Mädchen, unter Liebe jenes Tändeln mit Gefühlen, das sich von dem Helden des neuesten Romans zu einem hübschen Schauspieler wendet und eben so schnell wieder auf einen Andern überspringt; sie wird sich also leicht trösten und glücklich sein in dem Ueberfluß, mit welchem ihr Gatte die lebenslustige Frau umgeben wird. Und sie wird nur Recht thun, wenn sie nicht in einer Neigung verharrt, die ihre Eltern nie billigten und die ihr Schande machte. Denn es ist eine Schande für eine Dame aus guter Familie, einen namenlosen Abenteurer zu lieben. Ohnedies drängt sich diese Art von Menschen jetzt schon keck in Kreise, die ihnen früher streng verschlossen waren.“

„Und das ist schlimm,“ nahm jetzt Virady sarkastisch das Wort — aber der haßerfüllte Blick, der dem verächtlichen Lächeln des Herrn von Szegesvary begegnete, strafte den leichten Ton Lügen —, „schlimm für diese bevorzugten Klassen: denn das Genie der Eindringlinge hebt gar zu sehr die Beschränktheit und Unwissenheit der Andern hervor, die ihren bevorzugten Rang nur so eifersüchtig hüten, weil sie fühlen, daß er das Einzige ist, was sie besitzen.“

„An Keckheit und Selbstüberhebung thun sich vor ihnen die Abenteurer sicher hervor,“ erwiderte der Obergespan kalt und wandte sich von Virady ab.

Ilka's Blicke flogen ängstlich von einem der Männer zum andern, und Eleonore, welche sie forschend betrachtete, meinte ihr Herz klopfen zu hören.

Auch Eleonore selbst war heftig erregt. Was war der Grund, daß Herr von Szegesvary, der so höflich gegen Jedermann war, so geringschätzig und schroff gegen den Musiker auftrat? Und dieser selbst, warum drängte er sich unter Menschen, welche seinen Stolz so empfindlich verletzten? Ihr Herz zitterte in einem unerklärlich bangen Gefühl.

6.

Vierzehn Tage waren verstrichen seit jenem Abend, welcher in Eleonore Gefühle erweckt hatte, die ihr bis dahin unbekannt gewesen. Zweifel, Argwohn und Unruhe hatten sich ihrer Seele bemächtigt, und sie empfand unter diesen Verhältnissen noch schwerer als sonst die niederdrückende Wucht der Arbeit und des Kampfes mit den widerstrebenden Einrichtungen des Instituts.

Jetzt stand das junge Mädchen vor dem langen Tische des Schulsaales, an dem zwei Reihen Kinder saßen, während an den Tischen der andern Längenwand eine andere Klasse unter Aranka's Aufsicht mit Handarbeit beschäftigt war. In den Zügen der jungen Lehrerin lag trotz der frühen Tagesstunde eine große Abgespanntheit; ihre Stirne war durch eine Wolke des Ver-

drusses verfinstert. Aus dem anstoßenden Schlafsaal schollen die lauten spitzen Klänge eines Claviers, das von ungeschickten Händen gespielt wurde. Eben hatte die Musiklehrerin ihr eine Schülerin mitten aus der Stunde genommen. Die Mädchen an der andern Wand gingen mit ihrer Arbeit hin und her und erregten jene Unruhe, die Jeden nervös macht, der in solcher Umgebung angestrengt geistig thätig sein soll; unaufhörlich wurden die Thüren des Schulsaales von verspäteten Nachzüglern geöffnet, deren größte Zahl in diesem Saale nur die Sachen ablegte, im nächsten aber dem Unterricht anwohnte.

Die Schülerinnen, welche Eleonore in der ihnen fast unbekannten deutschen Sprache in die Geheimnisse der mathematischen Geographie einführen sollte, gaben die unsinnigsten Antworten. Eleonorens Hand, die den Zirkel auf den Globus setzte, zitterte nervös, die Falte des Unmuths trat schärfer zwischen ihren Augenbrauen hervor.

Da öffnete sich wieder mit lautem Geräusch die Außenthüre. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren trat in rücksichtslos lauter Weise ein und schritt mit unbefangenem „Küß die Hand“ nach den Kleiderständern hin.

„Bleiben Sie stehen, Riza,“ erscholl jetzt die Stimme der jungen Lehrerin in ungewohnt scharfem Tone. „Ich bin endlich gezwungen, Sie für die Rücksichtslosigkeit zu strafen, mit der Sie täglich meine Stunde stören. Es ist drei Viertel auf Neun jetzt, und die Stunden beginnen um Acht!“

„Bitte um Enschuldigung, Fräulein Eleonore; aber ich mußte noch in die Stadt gehen.“

„Schweigen Sie und bleiben Sie stehen. Wenn Sie selbst nichts lernen wollen, so kommen Sie um Neun,

nach der Stunde; aber stören Sie nicht durch Ihre Unpünktlichkeit die fleißigern Mädchen."

Riza warf einen erstaunten Blick auf die sonst so frohherzige und liebreiche Lehrerin, die heute so heftig und scharf sprach; aber sie blieb stehen. Kaum eine Minute später öffnete sich die gegenüberliegende Thüre, und die Vorsteherin rauschte durch das Zimmer. Sie blieb vor Riza stehen.

„Nun, was gibt's, warum stehst du hier?" fragte sie herrisch.

„Ich habe so eben Riza wegen ihrer unverbesserlichen Unpünktlichkeit getadelt," antwortete Eleonore statt ihrer.

„Das geht nicht an, Fräulein; Sie müssen Rücksicht auf die Verhältnisse nehmen. Setz' dich, mein Kind."

Das Mädchen zögerte und blickte nach Eleonore, deren Wangen von einer tiefen Blässe überzogen waren.

„Sie haben wohl die Sachlage mißverstanden, Frau von Abasy," sagte sie jetzt mit bebender Stimme. „Ich befahl dem Kinde, stehen zu bleiben. Würde mir nicht gehorcht, so könnte ich überhaupt nicht mehr unterichten."

„Kommen Sie nach der Schule auf mein Zimmer, Fräulein," sagte die Vorsteherin eisig und rauschte hinaus.

Es schlug neun Uhr. Eleonore schloß die Geographiestunde und ging nach dem Schlafsaal, die Musiklehrerin abzulösen. Diese Musikstunden waren die schlimmste Prüfung für das arme Mädchen. Sie wickelte sich in ein warmes Tuch ein — denn es wehte ein eisiger Luftzug vom Fenster her — und beschloß resignirt, die entsetzlich spitzen und harten Töne, mit denen eine junge Serbin, Lubicza, sie quälte, über sich ergehen zu lassen.

Denn sie fühlte sich zu matt und aufgeregt, um heute den täglichen Kampf gegen diese Behandlung des Instrumentes ruhig aufzunehmen. Aber die fortgesetzt falschen, schrillen Accorde, welche Lubicza aus dem Piano herausschlug, brachen den passiven Widerstand, den Eleonore dieser Quälerei entgegensetzen wollte. Sie schob einigermaßen heftig die Hände fort, welche so eben eine schrille Dissonanz griffen, und befahl dem Kinde, besser Acht zu geben. Die verwöhnte Lubicza brach in lautes Weinen aus. Wieder rauschte die Vorsteherin in das Zimmer.

„Schließen Sie die Stunde, Fräulein," sagte sie. „Sie scheinen heute in besonders schlechter Stimmung und nicht im Stande zu sein, einen gedeihlichen Unterricht zu geben."

Eleonore stand wortlos auf und schloß den Flügel; es fehlten übrigens nur noch wenige Minuten an der Vollendung der Stunde. Ohne sich sammeln und erholen zu können, ging das Mädchen an die Fortsetzung ihres Tagewerkes, das nur durch die rasch verfliegende Zeit des Mittagessens ein wenig unterbrochen wurde. Nun war es fünf geworden, die Pause war beendet.

Eleonore trat in das Zimmer der Vorsteherin, die sie mit eisiger Kälte empfing. Adele stand am Fenster und machte Eleonore eine beschwichtigende Geberde.

„Lubicza war so eben bei mir, Fräulein," begann Frau von Abasy in ihrem scharfen und herrischen Tone, der jede Vertheidigung oder Entschuldigung zu verbieten schien; „sie hat mich gebeten, ihr eine andere Musiklehrerin zu geben. Es ist ein schlechtes Zeugniß für eine Lehrerin, Fräulein Eleonore, wenn ein Kind solch eine Bitte stellt."

„Ich meine, einem trägen und ungezogenen Kinde werde jede Lehrerin unbequem sein, die es mit Ernst zur Erfüllung seiner Pflicht anhält," warf Eleonore kühl ein; aber ihr Herz klopfte.

„Sie hätten dem Mädchen durch Liebe und Freundlichkeit die Lectionen angenehm machen sollen," fuhr Frau von Abafy fort, ohne den Einwand zu beachten; „statt dessen verleiden Sie allen Kindern die Stunden durch Ihre Härte, die hier bei uns gar nicht am Platze ist. Sie scheinen eben kein rechtes Verständniß für die Pflichten einer Lehrerin zu haben, mein Fräulein."

„Wenn Sie mit mir unzufrieden sind, gnädige Frau, so bitte ich Sie . . ."

„Eh bien, Preußin, wie Sie Madame mißverstehen!" fiel jetzt rasch die Französin ein. „Frau von Abafy weiß ja, daß die Kinder Sie enthusiastisch lieben; sie selbst ist Ihnen ja sehr gut und erkennt an, daß Sie eine ausgezeichnete Lehrerin sind. Madame meint nur, Sie durchschauten noch nicht genug die hiesigen Verhältnisse und machten sich unnützer Weise das Leben schwer dadurch, daß Sie Ihren deutschen Maßstab anlegten. Aber das wird sich bald geben, wenn Sie nur erst länger hier sind . . . Und nun machen Sie nicht ein solch tragisches Gesicht, Schneewittchen. Wir mögen das nicht an Ihnen leiden, denn wir haben Sie Alle lieb." Und damit umarmte sie Eleonore und zog sie plaudernd und lachend aus dem Zimmer.

„Nehmen Sie sich Frau von Abafy's Heftigkeit nicht zu Herzen," sagte sie draußen; „sie kann es einmal nicht vertragen, wenn Jemand etwas anderes will oder macht, als sie; aber im Grunde weiß sie sehr gut, was sie an Ihnen hat."

So hatte denn die Gewandtheit Adelens dem Zusammenstoß mit der Vorsteherin die Spitze abgebrochen und für dies Mal einem Bruch zwischen den beiden entgegengesetzten Naturen vorgebeugt. Freilich wurde Eleonorens Stimmung nicht besser. Am Abend stand sie in ihrem kalten Stübchen und sah in den engen Hof; der Schnee glitzerte im Mondschein, eine hohe Bretterwand verwehrte jeden weitern Ausblick.

„Ja, eng, kahl, kalt ist hier das Leben," murmelte sie. „Nie, nie werde ich hier heimisch werden, hier, wo die Menschen nur Leidenschaften aber kein Herz haben, nur den Schein und nie das Wesen wollen, wo mich Niemand, Niemand liebt!" Sie preßte die kalte Hand an die brennende Stirne. „Jetzt sitzen daheim Mama und Lieschen, jede in ihrem Stübchen bei der Weihnachtsarbeit. Der Engel der Liebe fliegt durch's ganze Land und tausend Hände regen sich in seinem Dienste — hier kennt man keine heimlichen Arbeiten, keine Weihnachtsgeschenke. Frau von Abasy spöttelt über diese »sentimentalen Kindereien«; sie beurtheilt ein Geschenk nach seiner Kostbarkeit und Nützlichkeit."

Sie trat in's Musikzimmer und begann die Beethoven'sche D-dur-Sonate. Aber das freudig aufstrebende Allegro paßte zu wenig in ihre Stimmung hinein; nach dem ersten Theil ließ sie die Hände sinken, seufzte und begann das Largo. Es ist das Gramvollste, was Beethoven je geschrieben, und verhält sich zu dem ersten Satze, wie der Schmerz bitterer Enttäuschung zu freudig hoffnungsvollem Ringen.

Eleonore hatte geendet. Da legte sich ein Arm um sie und eine Stimme flüsterte: „Spiele nicht so, mein Vögelchen, das sie in einen Käfig gesperrt haben, meine Elfe, die sich auf die kalte Erde verirrt hat und

nun dort unter den harten Menschen bittere Pein leidet!“

Sich umwendend, sah sie in die großen Augen Aranka's, die in Thränen schwammen, und brach nun selber in Weinen aus. Aranka zog sie in ihr Zimmerchen und ließ erst die Macht ihres Schmerzes sich brechen; dann erzählte sie ihr, wie die Musik ihre einzige Freude gewesen sei in ihrem trüben Leben, wie sie dieselbe leidenschaftlich geliebt, wie aber die Stiefmutter diese Liebe als eine Narrheit verspottet und so lange gescholten, bis sie müde auch auf dieses letzte Glück verzichtet habe: ihr Leid in Tönen auszusprechen und zu vergessen. Und nun erzählte sie ihre ganze, traurige Geschichte.

„Meine Mutter war eine jener sanften, schwachen Frauen, welche bestimmt zu sein scheinen, zertreten zu werden und ungeliebt zu sterben. Der Vater heirathete sie der reichen Mitgift wegen. Er liebte sie nie, und ihre demüthige Unterordnung, ihre hingebende Liebe wurden dem leidenschaftlichen Manne lästig; er vernachlässigte sie bald ganz. Sie duldete und siechte dahin. Meine Geburt brachte wenig Veränderung in das Verhältniß meiner Eltern; der Vater liebte das schwächliche Kind wenig, während die Mutter es mit vergötternder Zärtlichkeit umfing. Da kamen die Conflicte zwischen Ungarn und Oesterreich, die der Revolution von 1848 vorangingen. Mein Vater war einer der eifrigsten ungarischen Patrioten, in Schrift und Rede griff er rücksichtslos die österreichische Regierung an. Die Mutter hatte mich, die ich damals vier Jahre zählte, eben auf dem Arme, als die Heiducken eintraten, den Vater in's Gefängniß zu führen. Ohnmächtig stürzte die arme Frau zu Boden, als er in der Mitte der

Heiducken fortgeführt wurde; ich fiel mir die Hüfte aus und bin seit jener Zeit ein Krüppel. Die Mutter war dem Wahnsinn nahe. Nie vergab sie sich die Schuld, ihr Kind auf immer von Schönheit, Liebe und allen Freuden der Jugend ausgeschlossen zu haben.

„Zum Ersatz gewährte sie mir jeden kindlichen Wunsch und umgab mich mit Lehrern, um durch geistige Freuden die Entbehrungen zu ersetzen. Von Jugendgespielen hielt sie mich ängstlich fern, damit ich nicht an ihrem Glück fühle, was ich verloren; ich selbst, ein eigenartiges und herrisches Kind, zog mich trotzig zurück von der Berührung mit den Jugendgenossen, die mich verhöhnten und nicht verstanden. Aber eine tiefe Liebessehnsucht lebte in mir Einsamen, und aus meinen Büchern heraus schuf ich mir das Ideal eines Menschen, der besser und klüger wäre als alle Andern und doch nur mich, die Verlassene, liebte.

„Dieser Traum schien sich zu erfüllen. In unser Haus zog ein junger Lehrer, schön, feuerig, geistvoll. Mit edelm Mitleid wandte er sich der armen Verkrüppelten zu; er erkannte bald die tiefe, gluthvolle Seele in mir, und es erschien ihm ein gutes Werk, sie zu bilden. Er brachte mir Bücher, las mit mir und erklärte, was mir unverständlich geblieben. Er hatte seine Freude an meiner jugendlichen Begeisterung für die Gestalten der Dichter. Er widmete mir den größten Theil seiner freien Zeit, und seine Stimme hatte einen milden Klang, wenn er mit mir sprach, wie mit einem kranken lieben Kinde.

„Und ich? Ich lebte nur noch in den Stunden, wo er bei mir war; eine wilde Hoffnung benahm mir den Athem und ließ meinen Herzschlag stocken, wenn er manchmal seinen Arm um mich legte und mich seine

kluge kleine Freundin, sein liebes Schwesterchen nannte. Nachts lag ich ruhelos auf meinem Lager. Ich sprang auf und warf mich zum Gebet auf die Kniee; aber ich konnte nichts denken, als die Seligkeit, von ihm geliebt zu werden. Alle Knospen meines Geistes und Herzens entwickelten sich zu schimmernden Blüthen, so daß selbst die Mutter staunend auf mich blickte. Aber tief verborgen hielt ich das süße Geheimniß selbst vor ihrem lieben Auge. Da wurde er allmälig zerstreuter, seine Besuche wurden seltener und kürzer; aber er drückte mir oft die Hand und sagte, nach einer kleinen Weile sollte ich erfahren, was ihn jetzt bewege. Und ich wartete und hoffte und stillte das zagende Herz . . . Auf ein Mal kam er, glühend, athemlos, mit einem Briefe in der Hand."

Aranka's Stimme brach; sie barg das Gesicht in den Händen, ein tiefes Aechzen entrang sich ihrer Brust. Erschrocken nahm Eleonore ihre kalten Hände und bat sie, ruhig zu werden, sich zu schonen, ein ander Mal ihr das Ende zu erzählen.

„Nein," rief sie, „du sollst es jetzt hören! Nicht noch ein Mal will ich den Kampf in meinem Herzen erregen, den vierzehn Jahre nicht haben tödten können. Höre weiter. Er rief: »Aranka, Sieg! Ich habe die Ernennung zum Director der Neusatzer Schule . . . und morgen, süße Schwester, führe ich dir meine Braut, die liebliche Gisella zu! Ich holte eben die Einwilligung der Eltern. Mein Lieb kennt dich schon und sehnt sich, meine liebe kleine Schwester zu begrüßen.«

„Ich gab ihm die Hand und wünschte ihm Gottes reichsten Segen. Aber als er hinausgestürmt war, da verschloß ich die Thüre und hatte zum ersten Male jenen

furchtbaren Herzkrampf, der mich seitdem oft heimsucht. Doch ich erholte mich wieder und empfing die Braut mit schwesterlicher Herzlichkeit. Ihre Hochzeit mit anzusehen, davor bewahrte mich Gott. Ein heftiges Nervenfieber warf mich nieder, und als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, war das junge Paar schon in seiner Heimath. Ich genas langsam und war nun das herb verschlossene Wesen, das du jetzt vor dir siehst. Bald starb auch meine einzige Freundin, meine Mutter; der Vater heirathete schon nach Jahresfrist Giza, die nur zwei Jahre älter ist als ich und vor deren Kälte ich mich immer tiefer in mich zurückzog. Meine einzige Freude war mein kleiner Stiefbruder, mein Janosch, den ich wie mein eigen Kind liebe, und zu dessen Wiege ich mich flüchtete, wenn der Lärm im Institut, das Giza bald errichtete, meinem armen Kopf unerträglich wurde."

Sie schwieg. Eleonore hielt sie innig umschlungen. Ihr Heimweh floh vor dem tiefen Mitleid für das arme Wesen, das mit seinem wunden Herzen, seinem reichen Geiste und seinem schwachen Körper verurtheilt war, in diesem Lärm, dieser geistigen Oede sein freudloses Dasein hinzuschleppen. Sie gelobte sich zu thun, was sie könne, um einige Sonnenblicke in das Leben der armen Aranka zu werfen.

7.

Seit jenem Zusammenstoß war Frau Giza freundlicher gegen Eleonore geworden. Sei es, daß Adele ihr zugesprochen, sei es, daß sie selbst fühlte, sie habe sich von ihrer Heftigkeit fortreißen lassen, sie zeigte Eleonore nicht mehr jene gereizte Stimmung, welche diese in sich selbst zurückscheuchte: sie zog sie gern in das Gespräch und wußte durch den scharfen und praktischen Verstand, den sie in jeder Bemerkung entwickelte, Eleonore mit einem gewissen Respect zu erfüllen.

Ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten führte Frau von Abafy Eleonore in's Theater. Es wurde ein Volksstück, „Der Dorfnotar", gegeben, in welchem Räuber und Zigeuner die Hauptrolle spielten.

Eleonorens Blicke schweiften über den dicht gefüllten Zuschauerraum und blieben an der Loge haften, in welcher die Szegesvary'sche Familie mit Einschluß Christinens und Werdens vollzählig erschienen war. Man wechselte Grüße, und Werdens Auge fiel entzückt auf Eleonore, deren zugleich frische und zarte Schönheit heute durch ihre helle Toilette strahlender erschien denn je. Er verglich unwillkürlich diese voll erblühte, frische Rose mit dem bleichen, zarten Schneeglöckchen an seiner Seite, mit der holden Ilka, die heute in ihrem mattrothen Kleide schöner, aber auch bleicher denn je erschien, und zu welcher Eleonore bewundernd hinüberschaute.

Ilka's Augen streiften zerstreut und suchend umher. Plötzlich strahlten sie auf; ein leichtes Roth überflog ihre bleichen Wangen, sie beugte unmerklich ihre zarte

Gestalt vorwärts. Unwillkürlich folgten Eleonorens Augen der Richtung ihres Blickes. Virady war eingetreten. Er nahm seinen Platz dicht am Orchester im Parquet und richtete dann sein Glas nach den Logen. Höflich grüßte er zu Szegesvarys hinauf. War es Täuschung? Ilka strich sich mit der weißen Hand über den welligen Scheitel; der Spitzenärmel fiel zurück und ließ an dem feinen Arm einen funkelnden Reif blicken. Eleonorens scharfe Augen aber meinten unter ihm hervorblickend einen schmalen weißen Papierstreifen zu bemerken.

Jetzt nestelte Ilka an dem Armband, nahm dann die halb geöffnete Theerose von ihrer Brust und hielt sie einen Augenblick in der Hand. Eleonorens Blick streifte zu dem Musiker hinüber, sie sah ihn eine Bewegung des Verständnisses machen; dann zog Ilka sich in den Hintergrund der Loge zurück. Nun richtete der Musiker sein Glas auch auf die andern Logen, und als er Eleonore neben Frau von Abafy bemerkte, strahlte sein Gesicht von freudiger Ueberraschung. Aber Eleonore erwiderte seinen Gruß kaum; sie wandte ihre Augen nach der andern Seite und bemühte sich, Herr der heftigen Empfindung zu werden, die ihr Inneres erregte. Eine tiefe und leidenschaftliche Empörung glühte in ihr. Was sollte des Musikers zweideutiges Benehmen? Wagte er mit ihr zu spielen, oder spielte er mit Ilka?

Sie achtete kaum auf die jetzt beginnende Ouverture, welche von der Zigeuner-Capelle gut und feuerig gespielt wurde. Sie war allerdings gespannt gewesen auf diese romantischen Musiker, aber gleich beim ersten Hinblick auf sie enttäuscht worden; denn statt der erwarteten malerischen Gestalten sah sie ganz alltäglich

aussehende Männer in modernem Frack vor sich und hörte von Frau von Abafy, daß die Zigeuner hier seßhafte Bürger seien, allerdings noch immer wenig geachtet und nur als dienende Klasse oder als Musikanten verwendet.

Nun rollte der Vorhang auf. Das Stück begann und wurde mit solcher Lebhaftigkeit gespielt, daß Eleonore den Sinn auch ohne die Erklärungen der Frau von Abafy verstanden hätte. Es waren bunt zusammengewürfelte, leidenschaftliche Scenen voll romantischer Abenteuerlichkeit. Im letzten Act des Drama's singt ein Bótyar, den weißen, gestickten Szür malerisch über die Schultern geschlagen, ein überaus wildes, melancholisches Lied, dessen Refrain ungefähr lautet: „Es ist doch alles Thorheit!" Diesen traurigen Satz variirt nun das düstere Lied in jeder Weise. Schwermüthig beginnend, lebhafter werdend, in Wildheit ausbrechend, kehrt der Bétyar immer wieder, bald traurig, bald spottend, bald verächtlich zu dem melancholischen Refrain zurück; dann rafft er sich leidenschaftlich auf und schleudert eine trotzige Herausforderung an das Schicksal. Plötzlich bricht er mitten im Satz ab, verhüllt das Gesicht mit dem Mantel und weint — dann murmelt er in erstickten, abgebrochenen Worten: „Es ist doch alles Thorheit!"

Und das ungarische Publicum! Die hellen Thränen stürzten Frau von Abafy aus den Augen, lautes Schluchzen erscholl rings umher. Dann brach ein fast rasender Beifall aus, Kränze und Sträuße flogen nach der Bühne; man jubelte, man weinte.

Jetzt trat Ilka wieder an die Brüstung der Loge; sie nahm die Rose von ihrer Brust und warf sie nach der Bühne. Eleonorens Herz klopfte. Die Rose schien

ihr Ziel zu verfehlen: sie fiel zu des Musikers Füßen nieder. Er hob sie auf und steckte sie in seine Brusttasche, nachdem er einen kleinen Papierstreifen herausgenommen hatte, unbemerkt von Allen, außer von Ilka und Eleonore.

Eleonore war schweigsam heimgekehrt und hatte sich auf ihr Zimmerchen begeben; es war daselbst bitter kalt. Der winzige eiserne Ofen, welcher dicht neben dem Sopha stand, verbreitete zwar eine Glühhitze, so lange er geheizt wurde, ließ aber nachher das Zimmer rasch kalt werden. Aber Eleonore fühlte heute die Kälte nicht, ihre Wangen glühten fieberhaft. Ein brennendes Gefühl, halb der Empörung über Virady's Falschheit, halb der Scham über ihre eigene Leichtgläubigkeit trieb ihr das Blut in die Wangen und die Thränen in die Augen. Sie sagte sich's tausend Mal: Nein, sie hatte Virady nicht geliebt, noch nicht! Er hatte noch nicht ihr Herz erfüllt, nur ihre Phantasie; er war ihr die Verkörperung der Kunst und der feurigen Jugendfreude gewesen und hatte sie als solche mächtig angezogen, verwandte Saiten in ihr angeschlagen. Nun war dieses Ideal in den Staub gesunken, verzerrt, erniedrigt, und sie — sie schämte sich seiner und ihrer selbst. Sie erschien sich selbst beschmutzt, daß seine Blicke auf ihr gehaftet, daß sie . . . nein, und tausend Mal nein — ihr Herz hatte nicht für ihn empfunden! Und sie weinte, weinte, als sollte eine Fluth von Thränen ihre Seele rein baden, das Bild daraus wegschwemmen, das häßliche, verzerrte.

8.

Einige Wochen lang hatte Eleonore durch allerlei Ausflüchte es zu vermeiden gewußt, zu Szegesvarys zu gehen. Traf sie doch dort den Musiker! Dagegen besuchte Christine sie häufig, und die Vorsteherin sagte mehr als ein Mal: die drei Preußen, welche sie jetzt näher kennen gelernt, hätten ihr Vorurtheil gegen dieses Volk, das sie bis dahin zwar geachtet aber keineswegs geliebt habe, da es schroff und allzu selbstbewußt sei, ganz besiegt.

So war der Januar herangekommen, als Christine eines Sonnabends mit ihren beiden Schülerinnen im Schlitten angefahren kam, um Eleonore endlich „mit Güte oder Gewalt“ zu Szegesvarys zu bringen, die keine Entschuldigung für ihr längeres Ausbleiben mehr gelten lassen wollten. So fuhren denn die Mädchen pfeilschnell durch die endlosen Straßen, an türkischen Moscheen, die man in Kapellen verwandelt hatte, an Ziehbrunnen und Bauernhäusern vorbei und langten gegen Abend im Szegesvary'schen Hause an. Eleonore sah heute mit ihren vom Winde frisch gefärbten Wangen besonders schön aus. Das sagte ihr Frau von Szegesvary scherzend.

Werden und Virady, welche bereits dort waren, sagten es zwar nicht, wandten aber kaum ihre Blicke von dem holden Gesicht ab. Ueber Eleonorens Wangen war beim Erblicken des Musikers eine flüchtige Blässe gehuscht, die eben so schnell einer raschen Gluth gewichen war; dann war sie zu Werden getreten, und unter

seinem warmen Blick fühlte sie das rasche Pochen ihres Herzens ruhiger werden.

„Heute wird nicht gespielt," rief die dreizehnjährige Margit in ihrer etwas herrischen Weise; „heute ist mein Namenstag, da bin ich Königin und befehle, daß getanzt wird. Wir werden alle abwechselnd spielen und tanzen, nicht wahr, meine Herrschaften?"

Man stimmte zu und Christine begann eine Polka zu spielen. Werden blieb ruhig in seiner Fensternische stehen, er tanzte nicht. Der Musiker zögerte einen Augenblick, sein Auge glitt von Ilka zu Eleonore; dann trat er plötzlich zu Letzterer. Sie aber, seine Absicht erkennend, ergriff rasch Margit zum Tanze. Virady biß sich auf die Lippen; er hatte das Absichtliche von Eleonorens Thun erkannt. Doch forderte er, rasch gefaßt, Ilka zum Tanze auf, deren Augen bei dieser Annäherung freudig aufstrahlten.

Der Tanz war beendet, die ermüdeten Paare ruhten ein wenig aus. Eleonore war an ein Fenster getreten und sah zerstreut hinaus, als sie die Stimme des Musikers neben sich hörte.

„Darf ich Sie um den nächsten Tanz bitten, Fräulein?" sagte er leise; seine Augen schienen wieder die reizende Gestalt des jungen Mädchens zu umfassen. Doch dieser Blick, der früher Eleonorens Herz halb in Furcht, halb in Wonne hatte schlagen machen, empörte sie jetzt.

„Danke, ich tanze nicht mehr," sagte sie herb und trat sofort an den Flügel, um zu spielen.

Nach einer Weile trat Virady wieder zu ihr. „Ich kann Ihr kaltes Benehmen nicht ertragen," flüsterte er hastig. „Warum zürnen Sie mir?"

Ihr Herz schlug, daß sie meinte, er müsse sein Pochen hören; sie fühlte, wie ihr alles Blut aus den Wangen wich. Aber mit einer unerhörten Anstrengung zwang sie ihre Stimme zu einem ruhigen Klang. Sie bog sich ein wenig zur Seite, von ihm ab.

„Bitte, Herr Virady, Sie stören mich im Spiel," sagte sie nachlässig.

„Eleonore!" Er zitterte vor Aufregung. Sie griff einen Schlußaccord und stand auf.

„Ich bin müde. Wollen Sie mich ablösen, Herr Musikmeister?" sagte sie laut und trat zu Christine, welche mit Werden und Ilka in einer von ihrer Seite sehr eifrig geführten litterarischen Unterhaltung begriffen war. Sie sprach eifrig, während Werden nur mit Mühe sich zu einiger Aufmerksamkeit zu zwingen schien und Ilka theilnahmlos vor sich hin starrte.

„Und was mir an dieser herrlichen Dorothea am besten gefällt," sagte Christine gerade, als Eleonore zur Gruppe trat, „das ist die echt weibliche Feinheit, mit welcher sie ihre Stellung zu Hermann von vorn herein anzudeuten und zu bestimmen weiß."

Ilka schrak aus ihrem Sinnen auf. „Aber kann sie denn den Hermann wirklich lieben und ihn doch von sich entfernen?" fragte sie.

„Gewiß liebt sie ihn," erwiderte Christine; „sonst hätte sie weniger eifrig und schnell die Schranke errichtet, die sowohl Hermann wie sie selbst vor jeder unbesonnenen Kundgebung ihres Gefühls schützen sollte."

„Das verstehe ich nicht," sagte Ilka, deren Gesicht wie in Gluth getaucht war. „Ich denke, wer da liebt, der kennt kein Bedenken, keine Schranke; der öffnet rückhaltlos sein Herz dem Geliebten, ohne zu fragen, welche Folgen diese Hingebung haben werde."

„Wer nicht nach den Folgen seiner Handlungsweise fragt, der handelt sündhaft und thöricht, und er geht darüber zu Grunde," fiel Christine so scharf und ernst ein, daß sie jede Erwiderung abschnitt.

Ilka, auf deren Gesicht die flüchtige Gluth einer tiefen Blässe gewichen war, schwieg und ging zu einer Fensternische zurück, wo ihre Gestalt von den Vorhängen verdeckt wurde. Eleonore zog es in einem ihr selbst unerklärlichen Gefühle zu Ilka. Sie hätte ihr zurufen mögen: „Zerdrücke dein Herz mit starker Hand; er betrügt dich, wie er mich zu betrügen versuchte!" Sie wußte nicht, ob es nur Mitleid für Ilka war, was so in ihr schrie.

Als sie zu ihr trat, warf sich Ilka mit einer heftigen Bewegung an ihre Brust: „O Eleonore," flüsterte sie, „könnte ich Sie zur Freundin haben! Sie würden mich verstehen, mir rathen, mich retten. Aber ich darf nicht, ich darf nicht! . . . Und ich will es auch nicht!" sagte sie dann heftig, mit einer stolzen Bewegung das krause Haar von der Stirne schüttelnd und die nassen Wangen trocknend, „ich muß stark genug sein, allein zu vollenden! Aber Sie, Eleonore, Sie werden mich nicht verachten, Sie werden verstehen und entschuldigen, was ich thue . . . Sie haben ein warmes Herz!"

Nun aber verlor auch Eleonore die Fassung; sie schloß die bebende Gestalt fest in ihre Arme, und alles andere Gefühl ging unter in dem eines heißen Mitleids für Ilka.

„O Ilka . . .," begann sie, aber diese schob sie plötzlich heftig von sich.

„Ich will nichts hören," flüsterte sie angstvoll. „Gehen Sie, ich bitte; man beobachtet uns."

9.

Der Szegediner Frauenverein gab seinen großen Januar-Ball. Eleonore hatte sich früher darauf gefreut, auf diesem Ball wieder ein Stück ungarisches Leben kennen zu lernen. Frau von Abafy setzte einen gewissen Stolz darein, Eleonore dorthin zu führen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, eine ihrer Lehrerinnen viel Bewunderung erregen zu sehen; auch gefiel ihr die echt mädchenhafte, zugleich stolze und doch liebliche Art, wie diese die ihr zuströmenden Huldigungen abwehrte. Als Eleonore einige Tage vor dem Balle von der Betheiligung an demselben unter dem Vorwande einer starken Erkältung sich zurückziehen wollte, ein Vorwand, dem ihre blassen Wangen und tiefliegenden Augen allerdings den Stempel der Wahrheit aufdrückten, fühlte sich die Vorsteherin sehr enttäuscht.

„Dummes Zeug," sagte die energische Dame. „Einen Anblick, den Sie vielleicht in Ihrem Leben nicht wieder genießen werden, zu verscherzen, weil Sie ein wenig Kopfschmerzen haben — das ist Thorheit. Sie brauchen nicht zu tanzen, wenn Sie nicht wollen; Sie bleiben in unserer Loge und schauen zu. Aber kommen müssen Sie, darauf bestehe ich."

So fügte sich Eleonore seufzend ihrem Willen und ging mit ihr zum Theater, wo der Ball stattfinden sollte. Das Parterre diente für diesen Abend als Tanzsaal, während die Bühne durch blühende Topfgewächse und große Blattpflanzen in einen Wintergarten verwandelt und zum größten Theil vom Buffet einge-

nommen war. Die Logen gewährten den Nichttanzenden einen bequemen Ueberblick über das Gewoge der Tänzer, deren reiche Toiletten dem Auge eine angenehme Zerstreuung boten. Doch trat hier ein Schönheitsmangel deutlich hervor. Während der Wuchs der Ungarinnen durch seine Feinheit und Geschmeidigkeit das Auge entzückte, entbehrten Nacken und Arme der Rundung und zarten Färbung. Diese braunen und hagern Formen beeinträchtigten in der Ballrobe den Eindruck, welchen die pikanten und feinen, stark gepuderten Gesichter machten.

Eleonorens Augen suchten die Szegesvary'sche Loge, in welcher jedoch nur Frau von Szegesvary saß, die ihr freundlich zunickte. Christine und Werden waren augenscheinlich nicht erschienen; Ilka tanzte. Der Musiker lehnte an einem Pfeiler des Saales und schaute interesselos dem Treiben zu. Aber seine Augen blitzten, als er Eleonore erblickte. Sie war in einfacher Toilette. Ihr Gesichtchen hatte ein wenig von seiner lieblichen Rundung verloren, nur ein leiser Anflug von Röthe lag heute auf den feinen Wangen; aber die edele Schönheit ihres Profils trat durch diese Blässe noch mehr hervor. Die blauen Augen schimmerten feucht unter den langen schwarzen Wimpern, und wenn so ihrer Schönheit von ihrem strahlenden Glanze heute etwas fehlte, so war dafür ein rührender Liebreiz, eine Weichheit und Wehmuth über die stolze Erscheinung gebreitet, die noch mächtiger zum Herzen sprach, als sonst ihre lachende Heiterkeit es gethan hatte.

Des Musikers Auge flog von ihr zu Ilka. Sie war heute schöner denn je; ein mit silbernen Schneeglöckchen besäetes Obergewand von weißer Gaze umschloß ihren zarten Körper; Schneeglöckchen trug sie

im Haar und an der Brust. Selbst ein Schneeglöckchen, so hold, so zart und biegsam, aber auch so matt und bleich, schwebte sie dahin, ohne Freude am Tanze. Nur flammte aus den fast zu großen schwarzen Augen ein beredter Strahl zu dem Musiker hinüber.

Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. „Warum liebe ich sie nicht, deren Leben an meinem Blicke hängt, sie, die mit solcher Gluth mich liebt? Warum schmachte ich nach dem Lächeln jener stolzen, kalten Deutschen? Vielleicht gerade darum, weil sie mir ihre Liebe nicht entgegenträgt und weil nur das Werth hat, was man mit Aufbietung aller seiner Kraft erringen muß. Und erringen werde ich dich, du stolze Deutsche, erringen oder untergehen! . . . Aber ich versprach Ilka den Czardas . . . zu ihr also!"

Die Physiognomie der Ballsaales hatte sich mit einem Schlage geändert, als die Zigeuner-Capelle oben auf der Galerie die ersten scharf accentuirten Tacte des Czardas hören ließ. Bisher hatte Steifheit und Stille wie ein Alp auf der Gesellschaft gelegen, kaum ein Wort war zwischen den blasirten jungen Herren und den graziösen Damen gewechselt worden. Nun fuhr plötzlich Leben in die geschmeidigen Gestalten. Schon die prächtige wilde Musik machte das Blut rascher in den Adern kreisen. Langsam bewegen sich nach der schwermüthigen Volksweise, die stets den ersten Theil dieses Tanzes bildet, die Paare, einander an den Händen fassend und den Oberkörper langsam in den Hüften wiegend, während die Füße nur zucken, nicht ausschreiten. Aber immer feueriger, rascher wird der Rhythmus, lebhafter der Schritt der Tanzenden, bunter die Scenerie. Da umfaßt der Tänzer seine Dame, dreht sie ein paar Mal wirbelnd im Kreise, läßt sie

los; sie fliehen einander, verfolgen, vereinigen sich. Die Wangen glühen, die Augen funkeln, Scherzworte fliegen herüber und hinüber. Obgleich die Tanzenden fast auf demselben Platze bleiben, herrscht das bunteste, regste Leben. Dazu jubelt die Geige und wirbelt das Cymbal, so daß auch der Ausländer hingerissen wird von diesem seltsamen, lebensvollen Tanze, der oft über eine Stunde währt, ohne daß die Tanzenden ermatten. Im wildesten Jubel bricht dann plötzlich die Musik ab und fällt wieder in die alte, schwermüthige Melodie, als wolle sie beweisen, wie nahe Lust und Leid an einander grenzen.

Auch Eleonorens Wangen hatte die aufregende Musik gefärbt. Aber ein beengendes, ängstliches Gefühl beschleunigte ihren Pulsschlag, als sie den Musiker zu Ilka treten sah; sie zitterte für diese, deren Mangel an Selbstbeherrschung bei diesem leidenschaftlichen Tanze leicht verhängnißvoll werden konnte. Und sie hatte nicht umsonst gefürchtet. Ilka's Blicke, ihre Bewegungen redeten eine kaum mißzuverstehende Sprache; mit glühenden Wangen und blitzenden Augen gab sie sich der Wonne des Tanzes und der Liebe hin.

Da trat in die Loge neben derjenigen der Frau von Abasy ein junger Herr, um eine ältliche Dame, welche mit ihrer Gesellschafterin dem Treiben zusah, zu begrüßen. Das Gespräch drehte sich bald um den Ball.

„Die Ballkönigin ist doch wieder Szegesvary Ilka," meinte die kleine deutsche Gesellschafterin. „Wie bezaubernd sie ist! Wie viel Leben liegt in ihrem Gesicht und in ihren Bewegungen."

„Zu viel Leben, finde ich," warf die ältere Dame ein, „und zu viel Unvorsichtigkeit."

„Ja, es wird Zeit, daß der stolze Obergespan sich nach einem standesmäßigen Freier für die schöne Tochter umsieht,“ spöttelte der Herr. „Der Glückliche, welcher diese Schönheit erlangt, wird ja wohl gern den Hausfreund mit in den Kauf nehmen.“

„Aber sie scheint den Musiker zu lieben,“ wandte schüchtern die Deutsche ein. „Wird sie ihn denn nicht heirathen?“

„Ihn heirathen?“ rief entsetzt die Dame. „Aber, Fräulein, das wäre ja eine fürchterliche Mesalliance! Szegesvary Ilka und der Musikmeister, der Sohn einer Zigeunerin!“

„Und man flüstert sich noch,“ setzte der Herr hinzu, „ganz besondere Gerüchte in die Ohren über eine dunkele Geschichte, die zwischen dem Obergespan und der Mutter dieses Zigeuners gespielt haben soll. So viel ist gewiß, daß das Weib, welches von wunderbarer Schönheit gewesen sein soll, sich in die Theiß gestürzt hat.“

Jetzt litt es Eleonore nicht mehr in der Loge; sie mußte Ilka warnen. Leicht und unbefangen durch die Reihen der Tanzenden schlüpfend, flüsterte sie Ilka im Vorüberstreifen das Wort „Vorsicht“ zu. Sie sah, wie Ilka tief erblaßte und ängstlich zu ihr aufblickte.

Als sie in die Loge zurückgekehrt war, sah sie mit Befriedigung, daß Ilka ihren Tänzer gewechselt hatte.

Nun aber trat Virady ein. Unwillkürlich blickte Eleonore ängstlich nach der Nachbar-Loge; sie war leer. Eleonore athmete erleichtert auf.

„Was flüsterten Sie Ilka zu?“ fragte der Musiker leise; aber seine Augen glühten vor Aufregung.

Eleonore hielt ruhig diesen sprühenden Blick aus. „Nur das eine Wort »Vorsicht«, mein Herr,“ antwor-

tete sie, ihn fest anblickend. „Und, Herr Professor, ich bitte dringend, schonen Sie, wenn nicht Ilka's Ruhe, so doch wenigstens ihren Ruf. Ich war Ohrenzeuge eines Gesprächs über sie, das mich zittern machte vor Besorgniß und Zorn."

Ein Lächeln grausamen Triumphes spielte um den Mund des Musikers. . . . „So, spricht man schon über unsere Liebe? Ei, wie der Alte sich freuen wird, wenn er es hört!" . . .

„Warum gehen Sie weg, Eleonore?" fuhr er fort, als das Mädchen zögernd sich zum Gehen wandte. „Welch ein Recht haben Sie, in tugendhafter Entrüstung mich zu tadeln, da Sie es doch sind, die mich zum Aeußersten treibt? Ja, Sie sind es, die es verschuldet, wenn ich Ilka mitreiße in's Verderben. Ohne Ihre Sprödigkeit, Ihre stolze Kälte wären Sie es, der ich zu Füßen läge, . . . denn Sie liebe ich, Sie allein, Eleonore!"

Eleonore schüttelte seine Hand ab, die ihren Arm ergriffen hatte. „Wie können Sie wagen," rief sie in flammendem Zorn, „mich so grenzenlos, so unerhört zu beleidigen!"

„Ist es eine Beleidigung, Eleonore, wenn ein Mann sich selbst, sein ganzes Leben einem Weibe zu Füßen legt?" sagte er nun ruhiger. Ist es Beleidigung, wenn er sie bittet, seine Gattin zu werden, sein angebetetes Weib, dem er danken wird sein ganzes Leben lang, wenn sie ihn aufheben und an ihr Herz nehmen will!"

Eleonore bebte an allen Gliedern. „Einen Verräther liebt kein Weib!" Dann kam wieder das heiße Gefühl der Scham und Empörung über sie. „O, ich hasse Sie, ich verachte Sie, ich . . . Wie können Sie es wagen, mir von Liebe zu sprechen, mit Lippen, auf

denen kaum das Lächeln verschwunden ist, mit dem Sie Ilka grüßten, mit Worten, die Sie eben ihr in's Ohr geflüstert?"

„Ich liebe Sie, nicht Ilka!" unterbrach er sie.

„Was kümmert's mich, wen Sie lieben?" Sie faßte den Drücker der Logenthüre.

Er drehte den Schlüssel um. „Sie müssen mich hören, Eleonore, jetzt hören, was ich gelitten, ehe Sie mich verdammen. Mein Leben war bisher nur einem einzigen Zweck geweiht: der Rache!"

„Und zu Ihrem Ziel machten Sie dieses holde, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen!"

„Nicht zum Ziel, zum Mittel, Eleonore. Ihr Vater trieb meine Mutter in den Tod... kerkerte mich ein... trat mich mit Füßen . . . Jahre lang."

Er brach ab, die Stimme versagte ihm vor Wuth. In leidenschaftlicher Bitte fuhr er dann fort: „Und doch, Eleonore, ich lasse den Zweck meines Lebens fallen, ich verzeihe dem Mörder, ich löse mein Verhältniß mit Ilka, wenn ich hoffen darf . . . Nein, gehen Sie nicht fort, haben Sie Mitleid mit mir, mit Ilka, mit sich selber! . . . Auch Sie, Eleonore, haben eine gluthvolle Seele . . . und ich, ich verstehe Sie, ich fühle, ich strebe und denke wie Sie! Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihr reiches Talent fordern gebieterisch eine Sphäre, in der Sie sich frei entfalten können, eine Sphäre des Glanzes und der frohsinnigen Lebenslust. Werden Sie meine Gattin, Eleonore! Sie passen wie keine Andere zur Gefährtin eines Künstlers; Sie werden meine Muse sein, die mich zu immer neuem Schaffen begeistert, vor deren reinem Blick alles Unreine von mir weicht. Vereint werden wir ein Leben

genießen, dessen irdischer Glanz durchleuchtet und verklärt wird von dem reinen Odem der Kunst."

Er sah schön aus, als er so sprach; aus seinem Gesicht strahlte eine ihm sonst nicht eigene Begeisterung. Eleonore begann wider Willen den Zauber zu empfinden, den er früher auf sie ausgeübt.

Er sah entzückt einen weichern Ausdruck auf ihrem Gesicht: siegen mußte er. „Täuschen Sie sich nicht, Eleonore," fuhr er fort, „über das Leben, das Ihrer wartet, wenn Sie mich zurückstoßen. Ob Sie hier bleiben, ob Sie in andern Ländern das Brod der Dienstbarkeit essen ... Sie werden langsam aber unerbittlich verkümmern, zu Grunde gehen in diesem armen Leben. Was sollen Schönheit, was Geist, was ein warmes Herz der Gouvernante nützen? Man braucht keine strahlende Sonne, die Leben und Glanz ringsum verbreitet; man bezahlt und will ein kleines dürftiges Lichtlein, gerade hell genug, um das Hirn eines Kindes zu erleuchten, oder zu Zeiten einen Salon in Stunden der Langeweile zu amusiren." Er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu sehen.

Eleonore war sehr blaß geworden. „Aber ich werde mich immer selbst achten können. Ich werde keinen Winkel in meiner Seele haben, in den ich nicht hineinschauen kann, ohne daß daraus die Scham steigt und alles bedeckt und verschlingt, was ich mir an Glück erträumt habe. . . Ich kann Ihr Weib nicht werden, Herr Virady; zwischen uns Beiden steht Ilka."

„Aber ich löse ja mein Verhältniß mit ihr," unterbrach er sie ungeduldig.

„Sie lösen es!" wiederholte Eleonore bitter. „Können Sie auch Ihr Bild so mit einem Worte aus des Mädchens Seele löschen, können Sie ihr das Glück und

die Ruhe wiedergeben. . . und mir das Vertrauen auf Sie, das durch die Kenntniß Ihrer Doppelzüngigkeit für immer zerstört ist."

„O, Eleonore, ein liebendes Weib verzeiht alles und vertraut dem Manne, auch wenn sie ihn ein Mal auf einem Irrwege antraf."

Sie blickte eine Weile zu Boden, dann schaute sie ihm mit klarem Blick in die Augen. „Ich liebe Sie auch nicht, Herr Virady."

Er prallte zurück, als habe er einen schweren Schlag erhalten; dann aber faßte er sich. „Sie lieben mich doch, Eleonore; nur sind Sie sich dessen noch nicht bewußt, nur überwiegt noch bis jetzt bei Ihnen das Gefühl des beleidigten Stolzes. Sie glaubten sich von mir verrathen."

„Ich? Von Ihnen verrathen?" Sie richtete sich stolz auf. „O nein, ich sah nur, daß Sie ein Verräther waren, und was Sie von jenem Augenblick an thaten und was Sie noch thun können, nichts löscht in meinen Augen das Brandmal von Ihrer Stirne, nichts kann mir den Glauben an Sie zurückgeben . . . Ich kann nur einen Mann lieben, dem ich unbedingt vertraue, den ich über alles schätzen, auf den ich mich stützen kann."

„Wie auf Herrn Doctor Werden!" Er lachte höhnisch auf; er hatte den letzten Rest von Selbstbeherrschung verloren.

Eleonore sah ihn einen Augenblick fassungslos an; zu unerwartet kam ihr dieser Hohn. „Ein Mann, wie Sie, verdient kein Wort der Erwiderung," sagte sie dann mit schneidender Kälte, drehte rasch den Schlüssel und schritt aus der Loge, ehe er es hindern konnte.

Erst als sie unten im Ballsaal war, kam ihr die Besinnung wieder. Wohin sollte sie gehen? Sie mußte

sich zu fassen suchen und einer bekannten Dame einen Besuch in ihrer Loge abstatten; denn im Ballsaal konnte sie nicht bleiben, ohne zu tanzen.

Da hörte sie ihren Namen rufen. Frau von Szegesvary beugte sich über die Brüstung ihrer Loge und winkte ihr. Eleonore folgte seufzend; gerade ihr wäre sie jetzt gern ausgewichen. Die Dame streichelte freundlich die brennenden Wangen des jungen Mädchens.

„Sie glühen und blühen wie eine Rose, Schneewittchen! Als Sie heute in den Ballsaal traten, waren Sie blaß, aber seit dem Gespräch mit dem interessanten Musiker . . . Wo ist er denn geblieben? Ich sah ihn nur einen Augenblick hinter den Vorhängen Ihrer Loge... Also seit diesem Gespräche sind wieder die Rosen auf Ihren Wangen erblüht. Wissen Sie auch, Schneewittchen, daß es nicht mir allein auffällt, wie eifrig und anhaltend dieser schillernde Schmetterling sich um Ihre Gunst bemüht?"

Eleonore traten vor Zorn die Thränen in die Augen. „Ich habe Herrn Virady nie Veranlassung gegeben, mich auszuzeichnen," sagte sie stolz.

Die Dame strich ihr liebkosend über die glänzenden Locken. „Ich weiß das, mein liebes Kind; aber es kann eben Niemand Ihrer Holdseligkeit widerstehen. Vielleicht fesselt gerade Ihre Zurückhaltung den flatterhaften und verwöhnten Künstler. . . Wissen Sie auch, Kind, daß Virady keine übele Partie ist? Ein hochinteressanter Mensch, von eminenter Begabung und hinreißender Liebenswürdigkeit . . . und er hat eine glänzende Laufbahn vor sich."

Eleonore lächelte bitter. Ahnte die Dame, daß ihre Tochter vielleicht diese glänzende Laufbahn des „hoch-

interessanten Künstlers" theilen wollte, und war es ihr nun bequem, Eleonore zwischen die Beiden zu schieben?

„Ich interessire mich wenig für die Zukunft des Herrn Musikmeisters, gnädige Frau," erwiderte sie kühl.

Frau von Szegesvary sah sie forschend an; die Antwort schien ihr wenig zu gefallen. Dann sagte sie zögernd, wie sondirend: „So verzeihen Sie mir, und lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen. . . Ilka hat den Plan, zu meines Mannes Namenstage, der Ende Februar fällt, die Ouverture zu Don Juan, Victor's Lieblings-Oper, mit Ihnen und dem Musikmeister einzuüben. Ich gab ihren Bitten nach, obgleich ich das viele Musiciren bei Ilka's feuerigem Charakter und ihrer zarten Gesundheit für nachtheilig halte. Erscheint Ihnen nicht auch Ilka etwas angegriffen?"

Die kummervolle Besorgniß in ihrem Tone und auf ihrem guten Gesicht ging Eleonore an's Herz.

„Ich glaube auch, es wird gut sein, die Musikübungen einzuschränken, gnädige Frau," sagte sie leise; „ich fürchte, Ilka leidet in der That darunter."

Ein flüchtiges Roth huschte über Frau von Szegesvary's Gesicht. „Es sind nur noch vier bis sechs Musikstunden bis zu Victor's Namenstage. . . dann mag der Musikmeister gehen," sagte sie. „Und bis dahin sind Sie ja da. . . Ich meine, Sie wachen darüber, daß Ilka sich nicht zu sehr anstrengt, nicht wahr, mein liebes Kind?" bat sie herzlich. Eleonore küßte ihre Hand und sagte, sie werde gern kommen, obgleich ihr graute vor dem Zusammensein mit Ilka und Virady und auch mit Werden.

Ja, auch die Begegnung mit Werden scheute sie; denn die boshafte Anspielung des Musikers hatte die

unbefangene Sicherheit erschüttert, mit welcher sie sich bisher der Freude am Verkehr mit dem Freunde überlassen hatte.

10.

Als am andern Morgen Werden, welcher seit dem Januar die versprochenen Stunden im Institut übernommen hatte, Eleonore mit seiner ruhigen Herzlichkeit die Hand bot, da erröthete sie über und über. Aber als sie nun wieder wie früher dem Unterrichte Werden's zuhörte — der Doctor hatte der Vorsteherin gegenüber die Bedingung gemacht, daß in seinem Unterrichtszimmer keine andere Klasse Handarbeitsstunden haben dürfe, und so war Eleonore für diese Stunden, anstatt der anderweitig beschäftigten Aranka, die Anstandsdame — als sie die ruhige Wärme, die Schlichtheit und Wahrheit, mit der er hier, wie immer, sprach und handelte, wieder auf sich wirken ließ, da verschwand die Scheu. Es war ihr, als sei ein stürmischer Gewitterregen durch ihr Herz gebraust und habe dort manche Blüthe geknickt, aber nun scheine eine andere Sonne mild hinein und andere, schönere Knospen wollten ihren Kelch öffnen, leise, allmälig.

Bei Szegesvarys hielt sie sich noch ängstlicher von ihm fern; sie bebte, wenn Werden in Gegenwart des Musikers ein herzliches Wort zu ihr sprach. Und wenn sie den haßfunkelnden Blick sah, der bei solcher Gelegenheit aus Virady's Augen auf Werden schoß, so krampfte sich ihr Herz zusammen in der dunkeln Ahnung einer großen Gefahr. Mehr und mehr entfernte sie

sich von dem Musiker; sie begriff kaum mehr, wie sie je ein anderes Gefühl für ihn hatte haben können, als Zorn über seine Unverschämtheit, und die unbestimmte Furcht, die sie jetzt in seiner Nähe kaum verließ. Doch gab er ihr in letzter Zeit nur durch seine Mienen, nie aber durch Worte eigentlichen Anlaß zu diesen Empfindungen; er hielt sich streng von ihr zurück, als habe er entweder die Hoffnung auf sie aufgegeben, oder begriffen, daß sie so nicht zu gewinnen sei, wie er es bisher versucht hatte.

Auch gegen Ilka war er kühl und förmlich. Das arme Mädchen litt darunter sehr. Ihre Wangen wurden immer blasser, ihre Augen ruheloser, und es war Eleonoren eine Qual, ihr Elend anzusehen.

So war endlich der ersehnte Namenstag des Obergespans herangekommen. Eleonore und Ilka hatten ihm seine Lieblings-Ouverture vorgespielt und reichen Dank geerntet. Am Abend versammelte ein Souper die haute volée von Szegedin, welche, da die Stadt der höhern Beamten fast ganz entbehrt und der Offizierstand österreichisch und wenig beliebt ist, während der Grund-Adel mit wenigen Ausnahmen seinen Sitz in Paris, Wien oder Pesth nimmt, fast nur aus Advocaten besteht.

Eleonore war blaß und still: die Anstrengungen des Institutslebens hatten im Verein mit den fortwährenden seelischen Kämpfen und Erregungen, denen sie ausgesetzt war, ihre Gesundheit erschüttert. Sie litt unter dem Gebrause der lebhaften Unterhaltung und war froh, als die Tafel aufgehoben wurde, und sie in das Boudoir der Hausfrau flüchten konnte, das, von einer Ampel nur mild erhellt, ihr für einige Minuten Ruhe und Erholung bieten zu wollen schien.

Sie stand verborgen hinter den Vorhängen des Fensters, als sie Stimmen im Nebenzimmer hörte und sich unwillkürlich noch tiefer in die Fensternische zurückzog.

In der Thüröffnung des anstoßenden Zimmers sah sie Werden in eifrigem Gespräch mit einem der Gäste. In scharfem Contrast hoben sich die hohe schlanke Gestalt, die ruhig edeln Gesichtszüge des Deutschen ab von denen des kleinen geschmeidigen Ungarn.

„Sagen Sie, Herr Doctor," fragte der Ungar, „wer ist die junge Dame, welche Sie zu Tische führten? Ich bin erst gestern von Neusatz hier angelangt und hatte keine Ahnung, welche eigenartige bestrickende Schönheit das gütige Geschick während meiner Abwesenheit der Stadt zugeführt hat. Ich will eilen, dieser reizenden Erscheinung meine Huldigung zu Füßen zu legen."

„Welche die junge Dame vielleicht kühler aufnehmen wird, als Sie glauben," entgegnete Werden in ungewöhnlich scharfem Tone.

„Pah, Herr Doctor, jede Dame hört gern Schmeicheleien und Liebesworte. Aber wer ist die junge Schönheit?"

„Es ist eine Landsmännin von mir, Fräulein Berger, deutsche Lehrerin an dem Institut der Frau von Abafy."

„Ah, eine Gouvernante!" rief der Ungar in einem Tone des Erstaunens und der Geringschätzung. „Nun wohl, man muß der Schönheit huldigen, wo man sie findet; die hübsche Kleine wird sich um so leichter erobern lassen."

„Ich muß Sie bitten, mein Herr," fuhr Werden auf, und seine Augen blitzten vor Zorn, „in andern Ausdrücken von einer Dame zu sprechen, deren tadel-

lose Reinheit ihr Anspruch auf die Hochachtung jedes ehrenwerthen Mannes erwirbt."

„Ah," erwiderte der Ungar, mit einer spöttischen Verbeugung, „verzeihen Sie, ich wußte nicht, daß Sie ältere Rechte an das Fräulein haben. Natürlich muß ich diese achten und zurücktreten."

„Mein Herr!" fuhr Werden so heftig auf, daß Eleonore unwillkürlich eine erschreckte Bewegung auf die Streitenden zu machte. Aber er bezwang sich und fuhr ruhiger fort, seine Worte gemessen betonend: „Fräulein Berger ist meine Landsmännin und hat als solche um so mehr Anspruch auf den Schutz, welchen ein ehrenhafter Mann jedem reinen Weibe stelbstverständlich zuwendet, wenn ihr Kränkung oder Gefahr droht. Ich versichere aber auf mein Wort, daß kein anderes Verhältniß zwischen uns besteht; ich bin der jungen Dame, welche ich hochachte, diese Erklärung schuldig, um ihren Ruf vor jeder zweideutigen Annahme zu schützen."

Der Ungar schwieg einige Augenblicke; der Zorn Werden's hatte ihm unwillkürlich imponirt, wie die Aufwallung eines gewöhnlich ruhigen und gemäßigten Mannes das thut. Dann aber siegte die Neigung, welche der gutmüthige Ungar schnell für den ernsten Deutschen gefaßt hatte, über seine Empfindlichkeit; er streckte mit einem leichten Anflug von Verlegenheit in seinem hübschen Gesicht Werden die Hand entgegen: „Ich habe Sie verletzt, Herr Doctor, und kann meinen Fehler nur verbessern, indem ich Ihnen sage, daß Ihr Wort genügt, um dem Fräulein meine aufrichtigste Hochachtung zu sichern. . . Aber, lieber Doctor," fuhr er in seinem leichten Tone fort, „Sie müssen mir's halt nicht übel nehmen, wenn ich über die Tugend der

Frauen anders denke als Sie; ich habe leider mehr Erfahrung in diesem Punkt gesammelt, — ich kenne die Frauen."

„Abscheulich!" murmelte Eleonore, als die Herren weiter gegangen waren. Sie wußte selbst nicht: war es der neue Blick in die ungarische Sitte und Anschauung, der sie so entrüstete, oder war es die Frivolität, mit welcher der Ungar von ihr gesprochen hatte. Es mochte doch wohl mehr das letztere sein; denn sie dachte gleich darauf, wie heftig, ganz gegen seine sonstige Art, Werden sie vertheidigt hatte. Sie lächelte darüber, um gleich darauf roth zu werden, als die höhnische Voraussetzung des Ungarn ihr einfiel, Werden müsse ihr nahe stehen, daß er sich so ereifere. „Abscheulich!" murmelte sie wieder und trat heftig mit dem Fuße auf. Aber gleich darauf lächelte sie wieder glücklich, und sie schlief in der folgenden Nacht mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

II.

Am andern Vormittag saß Eleonore neben Aranka auf einer Schulbank, dies Mal heiter plaudernd; denn es war der schulfreie Samstag. Die Kinder räumten in dem Nebenzimmer ihre Schränke auf, und Eleonore hatte eine kleine Ruhepause zwischen den Musikstunden.

Da trat ein Herr ein und auf sie Beide zu, den Eleonore sogleich als den gestrigen Gegner Werden's erkannte. Die kurzsichtige Aranka schien ihn erst viel

später zu erkennen; denn erst als er ihr ganz nahe war, sprang sie plötzlich mit einem unterdrückten Schrei auf, um dann bleich bis an die Lippen in halber Ohnmacht in ihren Stuhl zurückzusinken.

Der Fremde trat rasch auf sie zu und faßte ihre Hand. „Aranka, meine liebe Freundin, da komme ich zu Ihnen nach fünfzehnjähriger Trennung!" sagte er mit etwas vibrirender Stimme.

Aranka stammelte, noch ganz verwirrt, einige Worte der Begrüßung.

„Und wissen Sie, weshalb ich komme?" fuhr er fort. „Ich bringe meine einzige Tochter, meine Sarolta her, damit sie unter Ihren Augen erzogen werde. Sie werden das Kind Ihres Jugendfreundes lieben und auf den rechten Weg zurückführen, nicht wahr, meine theuere Aranka?"

Eleonore verließ zartfühlend das Zimmer.

Spät am Abend schlich Aranka in das Stübchen Eleonorens in einem Zustande unbeschreiblicher Aufregung. Sie schloß die Freundin leidenschaftlich in ihre Arme.

„Du theiltest meinen Schmerz, du sollst dich auch mit mir freuen," rief sie. „Habe ich doch meinen Nandor wieder, dessen Bild Tag und Nacht vor meinen Augen stand. Und, Eleonore, was ich damals träumte, jetzt ist's erfüllt! Er liebt mich, er liebt mich!"

Eleonore betrachtete zweifelnd das aufgeregte Mädchen. „Erzähle mir alles, Aranka," bat sie.

„Ja, du sollst wissen, was mein Herz heute vor Mitleid brechen ließ und doch einen stürmischen Jubel in mir erregte. Nandor hatte bald gefunden, daß er sich in der Frau seiner Wahl getäuscht, daß ihre äußere

Schönheit einen beschränkten Geist und ein leeres Gemüth verberge. Innerliche Hohlheit, Coquetterie und Genußsucht waren dieser Frau eigen, die mir das edele Herz gestohlen hat, ohne seinen Werth zu verstehen und zu würdigen. O, wie demüthig, wie aufopfernd, wie liebevoll hätte ich nur für ihn gelebt, wenn er schon damals mein Herz erkannt hätte! . . . Aber ich will weiter erzählen," fuhr sie ruhiger fort. „Der Tod seiner Frau und seiner Kinder mit Ausnahme seiner ältesten Tochter führte Nandor wieder zu sich selbst zurück, und alle lang zurückgedrängte Innigkeit seiner leidenschaftlichen Natur wandte er jetzt diesem Mädchen zu. Wer beschreibt daher seinen Schrecken, seine Wuth und Empörung, als er fand, daß Sarolta, ein Kind an Jahren, aber vor der Zeit gereift, bereits einen Liebhaber hatte. »Ich schlug sie zu Boden, als ich es gewahrte,« sagte er, und sein Gesicht wurde weiß wie Schnee dabei; »aber als ich sie bleich und kalt — denn der Schreck hatte ihr eine Ohnmacht zugezogen — vor mir liegen sah, da kehrte meine Liebe zurück und ich gelobte mir, mein Kind zu retten.« Darum bringt er sie mir, Eleonore. Ich soll Sarolta bewachen, strafen und lieben, als wäre sie mein eigen Kind. Nandor hat erkannt, daß ich ihn geliebt habe. O, Eleonore, er sagte, er habe einen Edelstein achtlos liegen lassen, um nach dem funkelnden Kiesel zu greifen."

Aranka trat mit einem Licht vor den Spiegel und betrachtete so lange ihre verblühten Züge, bis ihre herabstürzenden Thränen alles in einen Schleier hüllten. „O," rief sie schmerzlich, „fünfzehn Jahre fliehen über das Haupt der Männer dahin, als wären es Tage, die keine Spur hinterlassen, und uns nehmen sie alles: Jugend und Schönheit!"

Sie ging rasch und ohne Eleonore den Nachtgruß zu bieten hinaus und ließ die Freundin in großer Betrübniß und Sorge zurück.

Schon am nächsten Tage führte Herr Kary seine Tochter in das Abasy'sche Institut. Man saß gerade beim Kaffee, als die Beiden eintraten, und Aller Augen richteten sich mit Erstaunen auf Sarolta, deren Schönheit selbst in diesem mit Frauenreiz reich bedachten Lande eine ganz ungewöhnliche war. Das Mädchen war kaum mehr ein Kind zu nennen; wie bei allen Ungarinnen, war ihre Entwickelung dem Lebensalter um mindestens zwei Jahre vorausgeeilt. Die hohe Gestalt war von einem ungewöhnlichen Ebenmaß und einer seltenen Geschmeidigkeit und Zierlichkeit der Formen. Der fast zu kleine, herrlich geformte Kopf war mit welligem, hellbraunem Haar bedeckt, dessen üppige Pracht, von der niedrigen Stirne zurückgestrichen und auf dem Scheitel zu der üblichen kleinen Flechtenkrone vereinigt, ein Gesichtchen von seltener, tadelloser Schönheit umrahmte. Braune Augen, verschleiert von langen seidenen Wimpern, überwölbt von feinen Brauen, eine feine, gerade, ein wenig kurze Nase, ein kleiner Mund, den ein leiser Zug von Schwermuth noch lieblicher machte, ein durchsichtig klarer, wenn auch farbloser Teint, bildeten ein Ganzes von zugleich überraschender und rührender Schönheit.

Aranka war beim Anblick des jungen Mädchens sogleich hastig aufgesprungen und schloß „ihre liebe Tochter", wie sie das Kind nannte, leidenschaftlich in ihre Arme. Aber Sarolta starrte mit einem Gemisch von Erstaunen und Schreck in das unschöne Antlitz der Armen, das durch das aufgeregte Zucken der Züge noch häßlicher wurde, und neigte sich dann, in rascher Selbst=

beherrschung ihren Abscheu verbergend, über die Hand der Vorsteherin, sie zu küssen. Diese Bewegung und die wenigen Worte, welche sie zu der kleinen Dame sprach, waren schüchtern und demüthig; aber die Stimme dieses schönen Geschöpfes klang schrill und hart, und ein schlauer, beobachtender Blick schlüpfte unter den seidenen Wimpern hervor.

Eleonore sah das und wurde von einem unwillkürlichen Mißtrauen gegen das junge Mädchen ergriffen. Als Sarolta nun auch ihre Hand küßte, fand sie kein warmes herzliches Wort der Begrüßung. Kary Nandor verabschiedete sich bald, ließ aber das Versprechen zurück, bald wieder zu kommen.

12.

Am Nachmittag des nächsten Sonnabends ging Eleonore wieder zu Szegesvarys. Als sie den Vorsaal betrat, welcher zu dem Salon führte, hörte sie drinnen Ilka das Gretchen-Lied „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer" mit einer Leidenschaft singen, die sie erschreckte. Leise öffnete sie die Thüre, als der letzte Ton verklungen war. Ilka hatte das Gesicht in den Händen verborgen; große Thränen rannen zwischen den schmalen Fingern hindurch.

Eleonore legte in tiefem Mitgefühl ihren Arm um die Weinende. „Ilka, meine arme, liebe Ilka, Sie dürfen jenes Lied nicht mehr singen! Sie dürfen sich nicht einer so wilden Leidenschaft hingeben, wie sie in diesen Worten, diesen Tönen zittert!"

Ilka ließ die Hände von dem erschreckend bleichen, fast durchsichtigen Antlitz sinken und starrte die Sprechende wie geistesabwesend an.

„Kein Ende, kein Ende,“ murmelte sie, „das Ende würde Verzweiflung sein!“

„O Ilka,“ bat Eleonore, nun selbst zitternd und weinend, „es gibt ein anderes Ende: es heißt Entsagung! Rufen Sie Ihren Stolz, Ihr Pflichtgefühl auf zum Kampf gegen diese unselige Leidenschaft.“

„Ich kann nicht entsagen! O Eleonore, Sie kennen die Liebe nicht, sonst würden Sie nicht so sprechen! Ich kann für meine Liebe sterben, ja, ich kann vergessen... nein, nicht vergessen... aber die Stimme zum Schweigen bringen, die mich an Ehre, an Kindespflicht, an alles Gute und Edele mahnt, das ich früher besessen und das nun versunken ist in dieser Liebe... aber entsagen kann ich nicht!“

„Und Ihre Eltern, Ilka?“

Ilka entzog sich den Armen der Freundin. „Sie sind grausam, Eleonore!“ sagte sie qualvoll. „Sehe ich denn nicht in den schlaflosen Nächten stets das Bild meines Vaters, meiner Mutter vor mir, bald, wie sie mich Unwürdige mit Liebe überschütten, bald, wie sie der entarteten Tochter fluchen?... Aber ich kann, ich kann nicht von ihm lassen! Er hat meine Seele genommen und ich muß ihm jetzt folgen, willenlos, bewußtlos...“

Eleonore kämpfte einen Augenblick mit sich selber, dann umschlang Sie Ilka inniger und sagte leise: „Und wenn er des ungeheuern Opfers, das Sie ihm bringen, nicht werth wäre, Ilka? Wenn er Sie nicht genug liebte, um Ihnen für immer Eltern, Heimath und Selbstachtung zu ersetzen... denn alles das müssen

Sie hingeben, wenn Sie ihm angehören wollen: wenn nun seine Liebe nicht stark genug wäre, um Sie über diesen Verlust zu täuschen?"

Wieder und noch heftiger entzog sich Ilka ihrem Arm und starrte sie an. „Das kann nicht sein, Eleonore; denn das wäre entsetzlich! . . . Wie können Sie mir das thun! . . . O, wissen Sie denn nicht, daß es zu spät für mich ist, zu zweifeln und zu erwägen?"

Eleonore sah ihr abgezehrtes, angstvolles Gesicht, fühlte ihre fieberisch brennenden Hände. Nein, sie war nicht stark genug; ihr die Untreue Virady's offenbaren, hieße jetzt ihr den Dolch in's Herz stoßen. War sie noch zu retten, so mußte es auf andere Weise geschehen.

Entschlossen klopfte Eleonore an die Thüre der Frau von Szegesvary.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen, gnädige Frau," sagte sie, als die Dame sie herzlich begrüßt hatte. „Ich komme so eben von Ilka, die ich sehr leidend gefunden habe. Ich fürchte, der Wegfall der Musikübungen ist nicht mehr genügend, sie herzustellen. Würde nicht ein Ortswechsel möglich sein? Neue Eindrücke, neue Bilder würden sie vielleicht zerstreuen und genesen machen."

Sie blickte zartfühlend zu Boden, während sie sprach. Frau von Szegesvary drückte warm ihre Hand. „Wir werden, sobald es die Witterung erlaubt, auf unsere Tanya gehen. Würde es nur endlich Frühling! Sonst haben wir schon im Februar warmes Wetter; der diesmalige unerhört strenge Winter will noch dem März nicht weichen. Jedenfalls aber reisen wir spätestens im April. Das Landleben, welches Ilka sehr liebt, die bekannte und doch wieder neue Umgebung, die frische Luft werden sie erquicken, ein gelegentlicher Ausflug sie

zerstreuen. Ich hoffe viel von dem Landleben — und von Ihnen, Schneewittchen. Ilka liebt Sie, und Sie besitzen und verdienen im hohen Grade ihr Vertrauen. Ich danke Ihnen aus Herzensgrund für Ihre edele Theilnahme und hoffe, der Einfluß Ihres zurückhaltenden verständigen Wesens wird für mein armes Kind segensreich sein."

Sie zog Eleonore an sich und küßte sie herzlich. Dann erhob sie sich. „Wir wollen jetzt in den Salon gehen, liebes Kind. Christine und Werden warten gewiß schon ungeduldig auf ihr liebes Schneewittchen."

Sie hatte Recht mit ihrer Annahme, aber auch Werden's Nähe konnte Eleonore heute ihre Heiterkeit nicht wiedergeben; sie nahm bald Abschied und wanderte in schweren Gedanken durch die spärlich erleuchteten Gassen.

Da hörte sie ein schmerzliches Stöhnen von der Straßenecke her und fand, als sie herzueilte, eine alte Frau auf der Erde liegend.

„Ach liebes, gnädiges Fräulein," antwortete die Alte in wienerischem Deutsch auf ihre besorgte Frage, „ich wollte über den Straßendamm gehen; aber ich glitt auf den schlüpfrigen Dielen aus und fiel. Ich glaube, ich habe mir den Fuß gebrochen; denn er schmerzt sehr und ich kann nicht darauf stehen. Da bin ich denn hierher gekrochen, um nicht von den Fiakern überfahren zu werden."

Eleonore ließ rasch entschlossen durch den ihr folgenden Utwarosch einen Fiaker holen und die Alte hineinheben, setzte sich dann zu ihr und schickte den Hausknecht nach dem Institutsarzt. Der Doctor, ein freundlicher alter Herr, kam auch bald, nachdem Eleonore die Alte nach ihrer Wohnung und zu Bett ge-

bracht hatte; er erklärte den Fall für eine schmerzhafte, aber leicht heilbare Verstauchung, verordnete kalte Umschläge und versprach, am nächsten Tage wiederzukommen.

„Haben Sie irgend eine Angehörige, die Sie pflegen könnte?“ fragte er die Kranke. „Das Fräulein muß ich jetzt nach Hause bringen, sie kann nicht länger hier bleiben.“

„Ich habe hier Niemand, der zu mir gehörte,“ erwiderte die Alte; „aber die Tochter meiner Stubennachbarin ist ein liebes Kind, und morgen kommt ohnehin der gute Herr wieder her, der mir alle Monate eine Unterstützung bringt.“

„Und auch ich komme noch vor dem Frühmahl, nach Ihnen zu sehen,“ sagte Eleonore und verabschiedete sich, indem sie dem vierzehnjährigen Mädchen, das der Arzt inzwischen herbeigeholt hatte, empfahl, treu bei der Kranken zu wachen, und ihr eine gute Belohnung für den Dienst versprach.

13.

Als Eleonore der Vorsteherin zur Entschuldigung ihres langen Ausbleibens die Scene erzählte, welche sie so eben erlebt, regte sich sogleich das werkthätige Mitgefühl, welches die Ungarin jederzeit den Armen und Kranken gegenüber zeigt, in Frau von Abafy. Sie gab am andern Morgen Eleonore eingelegte Früchte für die Kranke mit, und versprach, ihr bald den Diener mit Brod und Fleischbrühe nachzuschicken.

Eleonore fand ihre Kranke zwar ein wenig fiebernd, sonst aber nicht allzu schwach und nur von erträglichen Schmerzen heimgesucht. Sie selbst legte rasch Hut und Mantel ab und ordnete zuerst die wenigen Sachen des Stübchens. Dann setzte sie sich an das Bett der Kranken und begann eifrig die mitgebrachten Kaffeebohnen zu mahlen. Die alte Frau sah eine Zeit lang verwundert und entzückt auf die liebliche Erscheinung, dann führte sie leise die feine Hand des jungen Mädchens an ihre Lippen. Eleonore entzog sie ihr.

„O, Frauchen, Sie werden doch nicht mir die Hand küssen! Da, versuchen Sie lieber, wie Ihnen die Aprikosen schmecken, die Ihnen eine gute Dame schickt."

„So gut, wie schön," murmelte die Alte. „Gottes Segen, mein liebes, junges Fräulein. Er gebe Ihnen einen recht guten Gemahl."

Jetzt aber überzog eine Purpurgluth Schneewittchens Gesicht bis zum Nacken hin; denn wie durch Zauberei sah sie plötzlich zwei graue Augen mit so warmem Ausdruck auf sich gerichtet, wie er ihr schon oft das Blut in die Wangen getrieben hatte. Sie bückte sich tiefer auf die Kaffeemühle und bat die Alte, ihr zu erzählen, wie sie hierher gekommen, da sie doch augenscheinlich eine Deutsche sei.

„Ach, das ist eine traurige Geschichte," antwortete die Alte. „Schaun's, ich bin eine Wienerin und hatte einen Sohn, der hierher zog. Dem ging's erst gut, aber dann ergab er sich ganz dem Lotteriespiel und starb im Elend. Ich kam hierher, ihn zu suchen und fand ihn auf dem Sterbebett. Nun war ich allein in dem fremden Land, unter fremden Leuten, und da ich mich gar nicht auskannt', fiel mir's in meiner großen Noth ein, zum Herrn Obergespan zu gehen, den sie hier als

einen gar guten Herrn rühmen. Bei dem war mein Sohn in Dienst gewesen. Ich fragte viele Leute nach seiner Wohnung, doch Niemand antwortete mir. Endlich sehe ich einen großen feschen Herrn ankommen, und da er so freundlich ausschaute, faßte ich mir ein Herz und fragte ihn. Aber er schaute meine Thränen, erkundigte sich, was mir fehle, und als er mein Elend hörte, ging er gleich mit mir zurück und gab mir Geld, meinen Sohn zu begraben. Später ging er selbst hinter dem Sarge her. O, Fräulein, daß er meinem Peppi die letzte Ehr' erwies, das that mir wohler als das Geld! Seinen Namen wollte er mir nicht nennen; aber er kam wieder und tröstete mich in meinem Kummer und verschaffte mir Arbeit. Er heißt . . ."

„Werden," sagte Eleonore ganz leise. „Wer ist noch auf der Welt so gut, wie er?" Aber plötzlich fuhr sie in jähem Erschrecken zusammen; denn in demselben Augenblicke erklang eine tiefe Stimme: „Was sehe ich, sind Sie krank, Frau Weiß?"

Zögernd wandte Eleonore den Kopf nach der Thüre. Da stand Werden; seine hohe Gestalt füllte fast die niedrige Oeffnung. Er stand, da der helle Sonnenschein hereinquoll, wie in einem Meer von Licht. Eleonore senkte zitternd die Augen; aber mit wenigen Schritten war Werden neben der lieblichen Gestalt. Er ergriff stürmisch ihre Hände.

„Schneewittchen, Sie hier, Sie am Krankenbette der Armen!"

Eleonore saß noch immer mit niedergeschlagenen Augen zitternd da; aber eine nie gefühlte Seligkeit durchströmte sie, als Werden nun einen Stuhl neben den ihren zog und ihre Hand nicht aus der seinen ließ.

Mit leuchtenden Augen hörte er der Alten zu, die nicht müde ward, das „liebe junge Fräulein“ zu preisen.

„Ja, sie ist so gut als schön, und weil sie so gut ist,“ dachte er, „wird sie auch zufrieden sein mit dem bescheidenen Loose, das ich ihr biete, und mit meiner Liebe.“

„Nicht wahr, Schneewittchen,“ vollendete er laut seinen Gedanken.

Sie hatte sich erhoben und stand zu Häupten des Bettes an einem Real, wo sie sich mit den Geräthen zu schaffen machte. Er trat zu ihr. „Sagen Sie Ja,“ bat er nun.

„Wozu soll ich Ja sagen,“ antwortete sie verwirrt.

„Zu dem, was ich so eben denke.“

Einer ihrer alten schalkhaften Blicke flog zu ihm. „Ei, Herr Doctor, wer wird sich Jemanden mit verbundenen Augen wehrlos überantworten?“

„Nun, so sehen Sie mich ein Mal an, Schneewittchen.“

Sie lachte und hob den Blick zu ihm. Aber als dieser seine leuchtenden Augen traf, senkte sie ihn erglühend und trat dann hastig zu der Kranken, sich eiligst von ihr verabschiedend. Ihm reichte sie diesmal nicht die Hand; sie lief fort. Er starrte ihr verblüfft nach.

„Sie liebt mich, das sah ich heute an ihrem Erröthen und Zittern. Warte, Kind, das nächste Mal sollst du mir nicht mehr weglaufen, da will ich dich besser halten,“ sagte er vor sich hin, glücklich und doch unzufrieden mit sich selbst.

Eleonore saß wieder in ihrem Stübchen und hatte das glühende Gesicht in ihre Hände verborgen; aber eine unnennbare Seligkeit durchschauerte sie.

„Er liebt mich, er liebt mich," flüsterte sie, und neigte in holder Scham vor sich selbst das Köpfchen so tief, daß die Locken über das erglühende Gesicht und die zarten Hände fielen.

Thränen reinen Glückes rieselten zwischen den schlanken Fingern hindurch. Und dann wieder sah sie selig auf den sonnenbeschienenen Hof: alles kam ihr so schön, so lachend vor, und sie meinte, nichts auf der Welt könne mehr die Seligkeit zerstören oder nur trüben, die sie jetzt erfüllte. Wie eine Lerche, die sich hinaufschwingt in den Aether, hinaus über alle Erdennoth und sich wiegt im strahlenden Sonnenschein, so fühlte sie sich. „Welch ein Leid wäre groß genug, um mir dieses Glück trüben zu können?" jauchzte es in ihr.

14.

Wo in aller Welt bleiben Sie, Preußin?" Es war die muntere Adele, welche die Träumerin aufschreckte. „Wir haben alle Hände voll zu thun! Madame geht wie immer, wenn es viel Arbeit gibt, herum, wie ein brüllender Löwe — pardon, wie eine zürnende Gottheit, wollte ich sagen. Sie schickt uns hierhin und dorthin, jammert, daß nichts fertig wird, reißt ein, was wir so eben mühsam zusammengebracht haben und fragt zehn Mal in einer Minute, wo Sie seien. Kommen Sie, kommen Sie, sonst gibt's einen Orcan, und für den Wolkenbruch danach werden Sie dann schon selbst sorgen."

Plaudernd und lachend zog sie Eleonore nach den Schulsälen, wo Frau von Abasy sie mit der Bemer-

kung empfing, daß alle Kräfte zusammenwirken müßten, um die großen Aufgaben zu lösen, welche der Institut-Ball erheische.

Auf diesen jährlichen Instituts-Bällen erschienen nämlich stets drei- bis vierhundert Personen, die Familien der Schülerinnen von der Großmama bis zum vierjährigen Schwesterchen sammt ihren Freunden und Verwandten bis in's vierte Glied, außerdem die Spitzen der Stadt und die Bekannten der Vorsteherin. Speisen und Wein, sowie Geschirr aller Art wurden zwar von den Eingeladenen geschickt; doch mußte alles gewärmt, gereinigt, geordnet, aufgestellt werden, was keine geringe Arbeit war. Die Schulstunden wurden auf drei Tage ausgesetzt, die Säle gescheuert, mit Vorhängen versehen, die Holzwände, welche dieselben trennten, herausgehoben, Betten und Tische aus Schlaf- und Schulstuben entfernt, die Bänke an die Wände gerückt. Jetzt bildete die ganze Flucht von Zimmern nur einen einzigen großen, festlich geschmückten Raum, während Aranka's Stube, welche die Verbindung mit der angebauten kleinen Familienwohnung vermittelte, sowie die letztere zu Ruheplätzen für ältere Damen, die sich von dem Geräusch des Balles zurückziehen wollten, bestimmt war. Die Stübchen der Lehrerinnen wurden in Toilette-Zimmer verwandelt, und bald gab es nicht ein Plätzchen im Hause, wo noch ein Ding an der alten Stelle gestanden hätte oder wo man ein Viertelstündchen dem Getriebe der Geschäftigkeit hätte entfliehen können.

Frau von Abafy wanderte gereizt und verstimmt, anordnend und ändernd, ruhelos auf und ab. Nun waren endlich die Kinder allerliebst herausgeputzt, und die Lehrerinnen hatten eine Stunde Zeit bis zur Ankunft der Gäste, um Toilette zu machen. Das war

wenig, denn heute wollte Eleonore schön sein, sehr schön; sie wollte gegen die reizenden Ungarinnen nicht zurückstehen. Und dabei fiel der Kamm unaufhörlich nieder, die Locken verwirrten sich und die Rosen wollten gar nicht sitzen, wie sie sollten. Aber endlich war sie fertig. Wie eine voll erblühte Rose stand sie da in dem rosa Linonkleide mit weißen Spitzen. Bald jedoch verloren die blauen Augen den Ausdruck lachender Befriedigung; ein feuchter Schimmer legte sich über sie. Das schöne Mädchen trat an's Fenster und faltete unwillkürlich die Hände.

„Ich bin so glücklich, so glücklich," flüsterten die Lippen. „O Gott, mache mich würdig des besten Mannes, den Du geschaffen, mache mich werth des unendlichen Glückes, von ihm geliebt zu werden. Schicke mir Leid, prüfe mich, laß mich Schweres für ihn tragen, damit er sehe, daß, wenn auch sonst seiner unwerth, ich mich zu ihm erhebe durch die Kraft meiner alles überwindenden, alles freudig duldenden, unvergänglichen Liebe."

So stand Eleonore in seligem Sinnen. Der Klang der Uhr, welche sechs schlug, weckte sie aus ihren Träumen. „Die Gäste kommen und er ist gewiß keiner der Letzten! Ob ihm wohl auch das Herz so pocht, wie mir?"

Sie trat in den Saal und begrüßte die Gäste, welche sich rasch versammelten; bald füllten sie den Raum so an, daß kaum Platz für die tanzenden Kinder blieb, und vor Hitze das Wasser von den Wänden tropfte. Die Lehrerinnen gingen umher, den zahllosen, zum größten Theil ihnen ganz unbekannten Damen die Honneurs zu machen.

Mit Werden, welcher mit der Szegesvary'schen Familie etwas spät angekommen war, hatte Eleonore noch kaum ein Wort wechseln können, sie hatte nur einen raschen Händedruck und ein leises: „Guten Abend, Schneewittchen" von ihm bekommen. Aber sie fühlte seine Augen auf sich ruhen. Ihr liebliches Gesicht strahlte von so holder Freude, daß er seine Blicke nicht von ihr wenden konnte. Aber zwei andere Augenpaare ruhten mit ganz anderm Ausdruck auf den Beiden, das eine mit ernster und unruhiger Sorge, das andere mit qualvoller Leidenschaft und glühendem Hasse.

Christine war blaß, verstimmt und unruhig. Sie hatte nur wenige Worte für Eleonore gehabt, die kühler als sonst klangen, und hatte sich dann in Werden's Nähe gehalten, als fürchte sie etwas und wolle bei ihm Schutz suchen. Unruhevoll sah sie dabei in sein aufgeregtes Gesicht, das heute sehr blaß war, und von ihm zu dem strahlenden Mädchen. Der Lärm im Saale schien ihr Kopfschmerz zu verursachen; sie legte oft müde die Stirne in die Hand. Nun trat Terka, das Stubenmädchen, zu Werden. Christine fuhr in jähem Schreck empor, wurde sehr bleich und ging eilends hinaus. Werden folgte ihr nach einigen Minuten.

Eleonore hatte nichts von alledem bemerkt; sie war zu sehr von den Kindern in Anspruch genommen, die sie umringten und Alle, Groß und Klein, mit Fräulein Schneewittchen tanzen wollten. Jetzt machte sie sich von einem kleinen Quälgeist los und trat zu Frau von Szegesvary, welche ihr zugewinkt hatte. Die Dame empfing sie mit schelmischem Lächeln, machte ihr Complimente über ihr Aussehen und wies dann auf Virady, der sie mit glühenden Blicken betrachtete. Der Anblick erschreckte sie und rasch eilte sie in das Gewühl der

Tanzenden, um diesen unheimlichen schwarzen Augen zu entfliehen. Nun stand sie einen Augenblick erschöpft allein am Clavier. Da hörte sie die Stimme hinter sich, welche ihr Herz vor Furcht und Zorn stets klopfen machte.

„Eleonore," flüsterte der Musiker, „haben Sie Erbarmen mit mir! Ich habe mich beherrschen wollen: es ist mir nicht möglich. Bei Tag und Nacht sehe ich Sie vor mir, höre Ihre Stimme, träume von Ihrem Lachen . . . und nun Sie vor mir stehen in Ihrem Liebreiz . . ."

Eleonore trat stolz zurück. „Ich verbiete Ihnen, mein Herr," sagte sie, und ihre Augen flammten vor Entrüstung, „eine Sprache zu mir zu reden, welche ich als eine Beleidigung betrachte. Ich habe nicht geglaubt, daß Sie würdelos genug sein könnten . . ."

„Hüten Sie sich, Eleonore," flüsterte der Musiker, an allen Gliedern zitternd. Dann, als sie sich mit einem Achselzucken von ihm wandte, zischte er ihr zu: „Noch ein Wort, tugendhafte Deutsche! Gehen Sie in Aranka's Zimmer. Dort werden Sie Ihren angebeteten Preußen finden, denselben, der so fromm und maßvoll ist, auf den Sie sich stützen können, dem sie unbedingt vertrauen, der Sie liebt und es so zart halb zeigt, halb verbirgt, den Sie um aller dieser vorzüglichen Eigenschaften willen mit Ihrer ganzen tugendhaften Seele lieben . . . in seinen Armen liegt wohl jetzt noch — ich sah das zärtliche Pärchen vor fünf Minuten — Ihre tadellose Freundin, Fräulein Christine Herzig!"

Eleonore wandte sich mit einer verächtlichen Bewegung von ihm ab und ging ruhig, erhobenen Hauptes zu den Tanzenden zurück. Aber sie war todten-

bleich, und es drehte sich alles im Kreise um sie. Dann athmete sie auf, preßte die Hand auf das Herz und zwang sich, ruhig zu denken. „Es ist eine Lüge, es muß eine Lüge sein," murmelte sie mit weißen Lippen. „Aber es erstickt mich; ich muß Klarheit haben, Klarheit und Wahrheit!"

Sie ging nach Aranka's Zimmer. Dort am Fenster, ihr den Rücken kehrend, standen Werden und Christine; er hatte den Arm um sie gelegt und sie hielt das Gesicht an seine Schulter gelehnt. Sie flüsterten miteinander.

„Wenn ich dich nicht hätte, was finge ich an, Ewald?" sagte Christine etwas lauter, und ihre Stimme klang weich und bebend, wie die eines Mädchens, das eben zärtliche Thränen geweint hat.

Eleonore trat lautlos zurück: sie hatte noch immer die Hand auf's Herz gepreßt, denn es war ihr, als müsse es zerspringen; sie biß die Zähne zusammen, um nicht zu schreien, die Qual, die sie durchtobte, nicht hinauszuschreien in die Welt. Als aber die Lichter des Tanzsaales wieder grell in ihre Augen fielen, da kam das Bewußtsein der Gegenwart zurück; sie sah des Musikers Blick mit einem Gemisch von grausamer Befriedigung und aufleuchtender Hoffnung auf sich ruhen, und dieser Blick gab ihr die ganze Fassung wieder. Kein Mensch, am wenigsten Virady, durfte merken, daß sie so eben ihr Lebensglück begraben. Sie sah zu ihm hinüber, fest und ruhig: dann mischte sie sich unter die Kinder, tanzte mit ihnen und wechselte höfliche Reden mit den Eltern.

Nur als Werden sehr bald aufbrach, zu ihr trat und ihr mit warmem Lächeln die Hand entgegenstreckte, fühlte sie einen Moment lang ihre Kniee wanken und

ihr Herz stillstehen; aber mit unerhörter Anstrengung zwang sie sich, zu lächeln und reichte ihm die Hand. Er durfte nicht ahnen, um was er sie betrogen.

Später trat Virady noch ein Mal zu ihr.

„Ich wechsele von heute ab kein Wort mehr mit Ilka,“ flüsterte er und war in der Menge verschwunden, ehe sie Zeit zu irgend einer Entgegnung fand.

Endlich waren die Gäste fort; Eleonore war allein in ihrem Stübchen. Die unnatürliche Fessel, mit der sie ihr Empfinden gebändigt, konnte fallen. Sie kniete vor ihrem Bette und drückte das Gesicht tief in die Kissen, daß Niemand das Schluchzen höre, welches ihren Körper erschütterte. Sie konnte nichts denken, nichts fühlen, als das Eine, das in ihr schrie: „Nun ist alles aus! Nun ich weiß, daß er log, kann ich nicht leben!“

So mochten Stunden vergangen sein; sie war endlich in todesähnlicher Erschöpfung neben dem Bett niedergesunken. Jetzt schaute die Morgenröthe in ihr Fenster; sie richtete sich fröstelnd mit schmerzenden Gliedern auf und badete die hämmernden Schläfen in kaltem Wasser. Endlich kam Klarheit in ihr Denken und ein stilles Leuchten zog über ihr blasses Gesicht.

„Wer sagt denn, daß er mich betrog?“ dachte sie. „Hat er mir je von Liebe gesprochen, war er nicht von Anfang an herzlich wie ein Bruder mit mir? War nicht mein erster Gedanke, als ich ihn mit Christine zusammen sah, daß die Beiden zu einander gehörten? Und ist er nicht derselbe geblieben? Wer anders hat gelogen, als mein Herz? Ich hielt in eitler Verblendung für Liebe, was nur Wohlwollen war, — mein, mein ist alle Schuld!“

Dann fielen ihr die Worte ein, die Virady ihr ein Mal gesagt: „Ein liebendes Weib verzeiht alles.“ Sie lächelte. „O nein, ich brauche nichts zu verzeihen.“ Sie wußte nicht, daß sie mit der erfinderischen Demuth des Frauenherzens die Schuld auf sich genommen, damit der Geliebte fleckenlos bleibe; denn nun war ihre Liebe die echte, die Eine, die sich durch nichts ersticken, durch nichts erbittern läßt, weil sie alles glaubt, alles hofft, alles duldet! Und sie war fast glücklich, weil sie ihn ja lieben durfte, bis ihr wieder einfiel, daß er der Verlobte einer Andern und daß es Sünde geworden sei, an ihn zu denken. „Ja, ich will diese Liebe ausreißen aus meinem Herzen,“ sagte sie, und dann barg sie in heißer, unbezwinglicher Qual das Gesicht in den Kissen.

15.

Drei Tage waren verflossen nach jener Ball-Nacht, die Eleonorens Glück in Elend verwandelt hatte, drei Tage voll verzweiflungsvollen Kampfes mit ihrem Herzen, das sich noch immer nicht in sein Schicksal hatte finden können. Denn ein fester Entschluß macht wohl stark nach außen hin und fähig, den Kampf mit der Welt und dem Leben aufzunehmen; aber das eigene Herz läßt sich nicht so rasch bezwingen; es schreit nach Glück, so oft Kopf und Wille es auch zur Ruhe weisen. „Hätte ich's nur früher gewußt, nur wenige Tage früher!“ murmelte sie manchmal vor sich hin. Zugleich summte ihr fort und fort ein trübes Lied im Ohr, das sie früher gesungen, ohne es recht zu verstehen.

»Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die zarten Blaublümelein.« Dann lächelte sie traurig vor sich hin: „Ja, der Reif in der Frühlingsnacht, der ist tödtlich. Hätte ich's gewußt, ehe die Knospe in meinem Herzen sich zur Blüthe entfaltete, ehe der Stolz, die Scheu zurücktrat vor der Seligkeit, zu lieben, geliebt zu werden, dann hätte mich die Enttäuschung nicht so kraftlos, so widerstandslos getroffen!"

Eleonore hatte kein Plätzchen, wohin sie flüchten konnte, um ungestört sich auszuweinen und sich Ruhe zu erkämpfen. Mit ihrem blutenden Herzen, mit ihren wirren Gedanken stand sie am Schultisch und durfte nicht einen Augenblick nachlassen in gespannter Aufmerksamkeit. Und wenn die Stunden geschlossen waren, so saß sie unter den arbeitenden Kindern und gab Antwort auf hundert Fragen; sie fühlte die scharfen Augen Adelens forschend auf ihrem bleichen Gesichte ruhen, und Aranka flüsterte ihr eine Frage zu, und Madame forderte wissenschaftliche Auseinandersetzungen.

„Sie sind krank, Preußin," flüsterte Adele, „leugnen Sie nicht. Sie sind erschreckend blaß, und ihre Augen brennen wie im Fieber. Gehen Sie auf Ihr Zimmer; ich vertrete es vor Madame."

Eleonore dankte der gutherzigen Französin und ging, denn das Pochen in ihren Schläfen war unerträglich geworden. Sie legte sich auf's Bett, aber sie fand statt der erhofften Ruhe noch größere Qual. An ihrem Zimmer vorbei führte der schmale Corridor vom Schlafsaal in die Küche, und fortwährend rannten Kinder und Dienstboten von einem Raum zum andern, die Thüren dröhnend in's Schloß werfend; aus der Küche scholl Klappern, Lärmen und Lachen, aus dem Schlafsaal drangen die harten Klänge des Claviers.

Eleonore ertrug das Liegen nicht länger, sie stand auf und setzte sich an den Tisch. Aber durch das niedere Fenster ihr gegenüber guckten die draußen vorübergehenden Dienstboten neugierig in das kleine Zimmer, durch die Glasthüre streifte ein spähender Blick der Kinder oder auch der Vorsteherin die Dasitzende. Sie stand auf, öffnete die Schrankthüre und verbarg sich einen Augenblick dahinter; sie hatte nur den einen Gedanken: wie ein verwundetes Reh in's tiefste Waldesdickicht fliehen und dort einsam sterben zu dürfen.

Eleonore war Werden bis jetzt nur flüchtig begegnet; sie hatte ihre Besuche bei der kranken Frau so eingerichtet, daß sie in seine Schulstunden fielen, und wenn sie sich im Institut getroffen, war sie jeder nähern Berührung mit ihm ausgewichen. Sie fühlte sich doch nicht stark genug, ihm unbefangen entgegen zu treten. Heute aber war der Geburtstag des jungen Abafy Janos, an welchem alle Lehrer des Instituts zum Nachtmahl daselbst sich versammelten; heute mußte sie ihn sehen und sprechen, ihn und Christine. Sie wollte wenigstens dem Alleinsein, einem möglichen Gespräche mit den Beiden ausweichen und zog sich in einen unbenutzten Schulsaal zurück, um dort zu warten, bis die Gäste sich versammelt haben würden. Am Fenster stehend, hörte sie plötzlich einen raschen Schritt, welcher ihren Herzschlag in banger Ahnung stocken machte; dann wurde die Thüre geöffnet und Werden trat ein.

„Wo bleiben Sie nur, Schneewittchen?" fragte er hastig und aufgeregt. „Ich suchte Sie überall. Seit dem Balle habe ich Sie kaum zu sehen bekommen, und damals war ich durch die Nachricht von einer schweren

Erkrankung meines Bruders zu bekümmert. Aber jetzt geht es ihm besser, und nun muß ich endlich mit Ihnen sprechen, Schneewittchen.“ Er war so aufgeregt, daß er abgebrochen und unzusammenhängend sprach; er bemerkte daher nicht, wie ein Zittern Eleonorens Körper überflog und ihre Wangen schneeweiß waren.

„Nun wird er mir sagen, daß Christine ihn damals getröstet hat, und daß sie sich dabei ihre Liebe gestanden haben,“ dachte sie. Aber das jetzt schon von ihm selbst zu hören, war zu viel; es war unmöglich. Sie trat einen Schritt zurück und der Zwang, den sie sich anthat, machte ihre Stimme scharf und kalt, als sie sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Doctor, ich höre Adele nach mir rufen. Wir plaudern ein ander Mal mit einander.“

Sie schritt mit einer leichten Verbeugung nach der Thüre. Er starrte ihr betroffen nach und ging dann, grübelnd über ihre unerwartete Kälte, zur Gesellschaft zurück, welche sich bald zur Tafel setzte. Frau von Abafy hatte dem von ihr geschätzten Doctor den Platz an ihrer Seite gegeben; Christine saß neben ihm, gegenüber Herr von Abafy und Eleonore, während Adele dem untern Ende der Tafel präsidirte und in geläufigem Ungarisch mit den Lehrern scherzte. Keiner von diesen war der deutschen Sprache mächtig genug, um der am obern Tischende lebhaft geführten Unterhaltung zu folgen, der Eleonore mit mühsam erzwungenem Lächeln zuhörte.

„Warum denn so schweigsam, Fräulein?“ redete plötzlich Herr v. Abafy in seiner lustigen Weise sie an. „Ich wette, Sie zählen jetzt die Eroberungen, die Sie auf unserem Balle gemacht haben, und können damit nicht zu Ende kommen, weil ihrer unzählige sind. Oder

haben Sie schon genug an der einen, der interessantesten, um die Sie am meisten beneidet werden. . . Nicht wahr, Fräulein Adele?"

Eleonore konnte weder sogleich eine scherzende Antwort finden, noch verhindern, daß ihr unter den plötzlich auf sie gerichteten Blicken das Blut heiß in das Gesicht stieg.

Herr von Abasy aber fuhr fort: „Ja, ja, ich weiß, was in Künstlerherzen vorgeht; in mir steckt ja auch ein Genie, wenn auch ein schmählich verkanntes. Zwar spiele ich nicht die Violine, Fräulein Eleonore . . . aber ich leistete Höheres, ich war schaffender Künstler, ich dichtete!"

„Und fanden keine Anerkennung?" fragte Christine, um die Unterhaltung auf ein harmloses Gebiet zu lenken.

„Bitte um Entschuldigung, Fräulein, ich fand weit begeistertern Beifall, als Petöfy oder Ihr Schiller je geerntet haben. Die jungen Herren, die in meinem Elternhause den jugendlichen Dichter aufsuchten — unter ihnen waren auch Szegesvary Victor und Virady Pista, der Vater unseres Musikers. . . Aha, jetzt wird's Ihnen interessant, Fräulein Eleonore? Ja, ja, wir Drei waren damals große Freunde; denn wenn auch Szegesvary Victor zu der Zeit schon ziemlich hochfahrend war, so war er doch noch lustig. Ihm schmeckten meine Weine, meine gute Laune und auch Virady's Musik. Auch der Vater Virady hatte ein großes Talent, und seine Geige war sehr feuerig, ehe Mangel und Mißachtung ihn verdüsterten. Also die beiden und meine andern guten Freunde versicherten bei meinen trefflichen Soupers, daß ich eine unerhört glänzende Laufbahn vor mir hätte, und bestürmten mich, meine Dramen

dem Burgtheater zu übergeben, wo sie zweifellos unter stürmischem Beifall über die Bretter gehen würden."

Er sprach mit einem so komischen Pathos, daß Alle lachten und Adele den ungarischen Lehrern seine Rede übersetzen mußte. „Und was sagte der Intendant?" fragte sie schelmisch.

„Ach, Fräulein Adele, so geht's, wenn man gar zu bescheiden ist! Ich brachte meine Erstlingsposse — Sie sehen, meine Herrschaften, welch großer Dichter ich war; ich fing nicht, wie andere Dichterjünglinge, mit einem blutdürstigen Trauerspiel an, ich war schon so reif, daß ich Possen schrieb — also ich brachte mein Werk dem Director einer simplen Vorstadtbühne in Wien. Er nahm sie wenigstens an, und der erste Schritt zur Erlangung unsterblichen Ruhmes war meinerseits gethan. Der große Abend der Aufführung kam auch heran; ich reiste mit Szegesvary und Virady nach Wien. Beim Dessert nach unserm solennen Diner brachten sie mit feuerigem Tokayer — na, die Rechnung, die ich hernach bekam, Fräulein Eleonore! — die Gesundheit „des aufgehenden Dichtersterns" aus. Sie wollten durchaus ein paar Eckensteher mit Körben bestellen, um die Blumen und Lorbeerkränze zu sammeln, welche für mich auf die Bühne fliegen würden, wenn ich nach dreimaligem donnernden Hervorruf auf derselben erscheinen und eine Verbeugung machen würde, durch deren Bescheidenheit dennoch die selbstgewisse Sicherheit des Genius durchblickte. Virady Bela versteht sich jetzt sehr gut auf solche Verbeugungen, — das heißt, die Bescheidenheit fehlt darin. Nun, ich übte mir das Compliment so lange ein, bis es den Beifall meiner Freunde errang."

„Und gerieth es nachher beim Licht der Theaterlampen eben so gut?“

„Sachte, Fräulein Adele, so weit sind wir noch nicht. Szegesvary und Virady setzten sich in die Prosceniumsloge — die Billets kaufte ich natürlich —, ich aber, ich war so bescheiden, meine Damen, ich setzte mich hoch oben in die schönen Regionen, wo das liebenswürdige Volk der Fiakerkutscher und Köchinnen dominirt. Wollte doch schauen, welchen Eindruck mein großes Werk auf diese unverdorbenen Gemüther mache! Von meinem Zähneklappern will ich nicht reden. Außer dem Herrn Doctor hier ist keiner der Anwesenden Soldat gewesen, sie kennen daher nicht das Kanonenfieber und können nicht mit mir fühlen. Kurz, der Vorhang ging endlich auf, der erste Act spielte sich ab und — o Wonne! er wurde belacht, und einzelnes Händeklatschen ließ sich hören, besonders von der Prosceniumsloge her. Virady Pista zeigte mir nachher seine Handschuhe, an denen alle Nähte gesprungen waren. Und die dicke Köchin neben mir sagte schmunzelnd: „Kein dalketer Kerl net, der's Ding da g'schafft hat!“ Ich drückte begeistert ihren runden Arm und wäre beinahe aus meinem Incognito herausgetreten; aber ich dachte: „Warte nur, bald kommen die Lorbeerkränze und der Ruf: „Dichter vor!“ Der zweite Act kam und ging merkwürdig still vorüber. Mir klopfte das Herz. Die Schauspieler spielten auch gar zu schläfrig, und meine besten Witze glitten an dem geschmacklosen Ungeheuer, dem Publicum, ab. Da . . . man wurde unruhig . . . man scharrte mit den Füßen . . . ein schriller Pfiff . . . und neben mir schrie der Bierbaß eines plumpen Fiakerführers: . . „O . . . . welcher dalkete Lump hat denn diesen verd . . . Unsinn g'schafft!“ . . .

Fräulein Adele, mit dem Lump und dem Beiwort, das ich gar nicht vor Ihren Ohren zu wiederholen wage, meinte der Kerl mich! Und alles lachte und pfiff! ... Da packte mich die Verzweiflung. Ich stürzte wüthend aus dem Hause, fuhr sogleich nach dem Bahnhof und überließ mein unsterbliches Werk wie meine begeisterten Freunde ihrem Schicksal. Später hat mir Virady Pista das Schmerzenskind abgeschwatzt und es hier in Szegedin aufführen lassen. Die Hauptrolle spielte eine wunderschöne Zigeunerin. Nun, Virady besuchte die Proben sehr häufig, und das Resultat war seine Heirath mit der schönen Dirn', die ihm und ihr hernach bitteres Leid genug gebracht hat. Nicht wahr, Fräulein Eleonore, nun ist Ihnen meine Posse viel interessanter, als sie es den Wienern war?"

Frau v. Abasy hob während des Beifalls der Tischgesellschaft die Tafel auf. Werden trat in einem plötzlichen Antrieb hastig zu Eleonore und fragte mit durchdringendem Blick in ihr bleiches Gesicht: „Hat Herr von Abasy Recht?" Aber diese Frage war der Tropfen, der den Becher überlaufen machte, welchen die Tactlosigkeit des alten Herrn Eleonoren heute credenzt hatte.

Sie zog die Brauen zusammen und erwiderte kühl: „Ich kann unmöglich die Verantwortlichkeit für Herrn von Abasy's lustige Laune übernehmen."

„Es ist wahr, ich habe kein Recht zu solcher Frage," sagte Werden bitter und verabschiedete sich mit kurzem Gruß. Eleonore ging in ihr Zimmer und barg wieder den Kopf in die Kissen ihres Bettes. „Nein, er hat kein Recht zu der Frage, — denn er liebt mich nicht. O mein Gott, wann wird doch endlich diese Erkenntniß mir die Kraft geben, die unselige Liebe aus meinem Herzen zu reißen!"

16.

Es war der Ostersonntag. „Christ ist erstanden!" jubelte es aus den Klängen der feierlichen Messe, leuchtete es aus den zahlreichen Kerzen, klang es aus den Glocken, die unaufhörlich die Gläubigen zur Andacht riefen.

„Die Schönheit, die Freude ist erstanden, denn der Lenz ist da, die Erde erwacht!" Das flüsterten die linden Lüfte, welche kosend Eleonorens Wangen küßten, das zwitscherte eine verirrte Schwalbe, die gegen das Fenster ihres Stübchens flog. Und tiefe Sehnsucht nach frischem Grün, nach Frühlingsjubel und Sonnenschein, nach Freiheit und Heimath wurde mit jedem Tage lauter im Herzen des jungen Mädchens und machte ihr die hohen Mauern, die kahlen Wände des Instituts, die schmutzigen Gassen der Stadt zu einem unerträglichen Gefängnisse.

Aranka sah, wie Eleonore sich härmte, und veranstaltete am Morgen des Osterdinstages einen Spaziergang des ganzen Instituts nach dem Stadtpark. Aber wenn sie geglaubt, das strahlende Lächeln, welches sie so sehr liebte, wieder auf dem blassen Gesicht ihres Lieblings erscheinen zu sehen, so hatte sie sich geirrt. Der Frühling weckt alles, was schläft, zu neuem Leben; aber er weckt auch die tiefe Sehnsucht, die in jeder Menschenbrust verborgen liegt, die Sehnsucht nach dem Glück, das wir verloren haben. Alle Wunden, die wir längst vernarbt glaubten, brechen auf, wenn die Frühlingsluft unsere Stirne küßt. Und so wirkte das

Grün der Bäume, die schon belaubt waren, der Gesang der Vögel auf Eleonore, wie ein mildes Wort auf ein Herz wirkt, das lange mühsam seinen Schmerz in sich verschloß. Eine Thränenfluth stürzte aus ihren Augen, als sie sich abseits von der lärmenden Gesellschaft auf eine Bank gesetzt hatte. Sie barg das Gesicht in ihren Händen und überließ sich widerstandslos der vollen Gewalt ihres Schmerzes um die ferne Heimath, um das verlorene Glück, die verschmähte Liebe.

Da ertönte plötzlich die tiefe Stimme neben ihr, die sie so oft hörte im Traum und Wachen. Werden hatte sich neben sie gesetzt und versuchte, ihr die Hände von dem thränenüberströmten Antlitz zu ziehen. Er war selbst ganz außer Fassung beim Anblick dieses gewaltsamen Schmerzes.

„Nein, nein, mein armes Kind, mein liebes Schneewittchen, Sie dürfen so nicht weinen," bat er.

Eleonore sprang auf und machte einige Schritte durch den Park, um wieder Selbstbeherrschung zu erringen; gefaßt und ruhig kehrte sie dann zu ihrem Sitze zurück.

Werden ergriff ihre Hand. „Fräulein Aranka schickt mich zu Ihnen, Schneewittchen; auch sie bemerkt mit Sorge, wie blaß Ihre Wangen geworden sind. Sie sind krank, Schneewittchen, und unglücklich."

Eleonore entzog ihm die Hand. „Ich bin weder das eine noch das andere, ich bin nur angegriffen von der vielen Arbeit und sehne mich nach der Heimath."

„Und nach der Heimath müssen Sie zurückkehren; der heiße Boden hier taugt nicht für die zarte Blüthe. Sie müssen fort von hier und zwar sogleich, ehe Körper und Geist den Kämpfen erliegen, welche auf sie einstürmen. Lassen Sie mich Ihnen einen Vorschlag

machen. Szegesvarys gehen in nächster Zeit auf ihre Tanya und laden Sie ein, sie dorthin zu begleiten und wenigstens für einige Wochen ihr Gast zu sein. Sie werden sich in der Stille des Landlebens erholen und dort leicht die Klarheit des Urtheils wieder erringen, welche man Ihnen hier geraubt hat."

Eleonore sah verwirrt zu Boden. Was meinte Werden mit diesen letzten Worten? „Aber meine Stunden?" fragte sie endlich.

„Frau von Abafy wird mit mir als Ihrem Stellvertreter vorlieb nehmen, Schneewittchen."

„Nein, nein," unterbrach sie ihn hastig, „das kann ich nicht annehmen, Herr Doctor. Sie bedürfen selbst der Erholung, Sie sehen leidend aus und müssen je eher desto besser auf die Tanya."

„Ich bin nicht körperlich leidend," sagte er kurz, und ein tiefes Roth flog einen Moment lang über sein Gesicht. „Meine Gesundheit ist jetzt so fest, daß ich daran denken kann, gleich nach Pfingsten nach Deutschland zurückzukehren und meine akademische Thätigkeit wieder aufzunehmen. Da will ich denn die Muße, die mir noch hier bleibt, zur Vollendung einer schriftstellerischen Arbeit benutzen. Sie sehen selbst ein, daß mir die Möglichkeit, ruhig zu arbeiten, durch gesellige Freuden des Landlebens genommen würde. Ich bringe Ihnen also kein Opfer, wenn ich für Sie hier bleibe."

Er hatte kühl und doch hastig gesprochen, ohne Eleonore anzusehen. So hatte er denn auch nicht bemerkt, wie sie erblaßte und zitterte, als er von seiner Heimreise so gleichgültig sprach. Als sie noch immer schwieg, wandte er sich zu ihr: „Sie gaben mir früher das Recht, als Freund und Bruder Ihnen zur Seite

zu stehen, Schneewittchen," sagte er ernst. „Ich beanspruche es auch jetzt."

Sie drängte mit Anstrengung die Thränen zurück, die in ihren Augen brannten. „Ich füge mich und danke Ihnen, Herr Doctor", sagte sie lächelnd und stand nun rasch auf, um zu den Kindern zurückzukehren.

Die vierzehn Tage, welche bis zur Reise auf die Tanya noch vergingen, waren so voll schmerzlicher und unangenehmer Erlebnisse für Eleonore, daß sie der Unterbrechung dieses aufregenden Lebens wie einer Erlösung entgegensah. Aranka schmollte mit ihr seit jenem Gespräche. Sie gehörte zu den Menschen, welche es nicht verzeihen, wenn man sich ihrer Leidenschaft entgegenstellt; auch verletzte es sie täglich, daß Eleonore sich gegen ihren Liebling, die schöne Sarolta, kalt und mißtrauisch verhielt.

Eben so viel Sorge bereitete Eleonore das Leid der holden Ilka. Virady hatte augenscheinlich sein Wort gehalten und das Aufhören der Musikübungen als einen willkommenen Vorwand benutzt, sich von ihr zurückzuziehen. Gegen Eleonore beobachtete er auch die einmal angenommene ehrerbietige Zurückhaltung, und so hätte diese mit dem Verlauf dieser Angelegenheit wohl zufrieden sein können, wenn nicht eine heimliche Angst beim Anblick von Ilka's tiefliegenden, in unheimlichem Glanze strahlenden Augen, ihrer blassen Wangen, ihrer abgemagerten Gestalt und dem scheuen Wesen, mit dem sie sich in sich selbst zurückzog, ihr gesagt hätte, daß die Lösung dieses Verhältnisses vielleicht zu spät für das arme Mädchen eingetreten sei. Dann fühlte sie einen tiefen und leidenschaftlichen Zorn gegen den Mann, der so gewissenlos das Herz dieses

Kindes zertreten hatte, und sie fand keine Milderung seines Verbrechens in seiner jetzigen Zurückhaltung.

17.

Die letzte Hälfte des April war herangekommeu, bevor die Familie Szegesvary ihre Absicht, auf die Tanya zu gehen, ausführen konnte. Nun aber rollten die Wagen dem Landgut zu. Frau von Szegesvary mit den Kindern in der Kutsche, Eleonore, Christine und Ilka im leichten, offenen Wagen ließen sich von den kleinen, flinken Pferden pfeilgeschwind auf dem Lehmwege dahinfahren. Es war herrliches Wetter; Alle athmeten freier und leichter in der Landluft. Bald lag die Steppe mit spärlichem rothen, hier und da schon von der Sonnenhitze versengtem Grase vor den Reisenden; immer öder und unfruchtbarer wurde die Gegend. Endlich sah man den Boden nur mit einer grauweißen Masse bedeckt; es ist das Salz, das die Steppe hier und da überzieht und jedes Aufkommen des Pflanzenlebens unterdrückt. Die Sonne brannte trotz der frühen Morgenstunde heiß auf die Köpfe der Reisenden herab, die froh waren, als endlich Mais- und Weizenfelder die Nähe der Szegesvary'schen Tanya verkündeten.

Eine solche Tanya, ein mehr oder minder großes Landgut, besitzt in Südungarn jede nur einigermaßen wohlhabende Familie; selbst der kleine Handwerker kauft sich mit seinen Ersparnissen wenigstens ein Häuschen und einen Weingarten; denn die Liebe zum Landleben geht durch alle Stände in diesem Volke.

Die Szegesvary'sche Tanya war ein ganz ansehnliches Besitzthum, mit Wald, gutem Ackerland und fetten Wiesen. Jetzt hielt der Wagen vor dem einfachen, einstöckigen Hause, das mit seiner weißen Farbe anmuthig zwischen den Akazien und Geisblatt-Gebüschen, dem blühenden Flieder und Jasmin des Gartens hervorblickte. Außerordentlich einfach war auch die innere Einrichtung des Landhauses. Die zwei großen Zimmer, welche es enthielt, waren nur mit Betten und dem unentbehrlichsten Hausgeräth ausgestattet; als einzigen Schmuck enthielten sie ein Bücherbrett mit einigen Büchern in ungarischer und deutscher Sprache, welche die Langeweile während der heißen Mittagsstunden vertreiben sollten. Desto hübscher war hier, wie überall in ungarischen Land- und Bauernhäusern, die Küche anzusehen. Sie ist der Stolz und der Schmuck des Hauses; ihre Wände sind geweißt und mit Blumen bemalt. Auf dem Lehmboden werden mit Wasser zierliche Figuren gegossen, Tische und Schränke sind blendend weiß gescheuert, an den Wänden hängen buntbemalte Schüsseln, Töpfe und Holzlöffel, die dem Raume ein festlich geputztes Ansehen geben. Diese Sauberkeit herrscht durchgehend in allen schwäbischen und ungarischen Niederlassungen und unterscheidet dieselben wesentlich von den schmutzigen, verfallenen serbischen Dörfern.

Mit wonnigem Behagen genoß Eleonore die lange schmerzlich entbehrte Freiheit des Landlebens. Sie streifte umher zwischen den blühenden Sträuchern des Gartens, der sich in wogende Weizenfelder verlor; sie ging durch das Wäldchen und legte sich an seinem Saume in's Gras. Da dehnte sich vor ihr unabsehbar die weite Pußta mit Getreide, Wiesen und Blach-

feld, und über das alles spannte sich der weite blaue Himmel, schwankte der zitternde Sonnenstrahl und spann eine Brücke vom Himmel zur Erde, eine glänzende, funkelnde Brücke. Eleonore lief mit den Füllen um die Wette, in wiedererwachter, frischer Jugendlust, oder sie sah dem Hirten zu, der mit seinen weiten, blendend weißen Hemdärmeln, dem rockähnlichen weiten, darüber geworfenen Schafpelz, den auch die Sonnenhitze nicht verbannt, und den weißleinenen Beinkleidern auf seinem kleinen Pferde dahersprengte oder träumerisch auf dem Rücken lag und in den wolkenlosen, blendenden Himmel starrte, ohne mit den Augen zu blinzeln.

Abends wurden dann die Rinder aus den umzäunten Weideplätzen an die Tränkrinne des großen Ziehbrunnens gebracht, in welche die Frauen mit Krügen das Wasser gießen, das die Knechte ihnen im Eimer in die Höhe ziehen. Eleonore betrachtete freudig die romantisch schönen Bilder, die diese schlanken Frauen mit den braunen, scharf geschnittenen Gesichtern und den zierlichen, malerisch vom kunstvoll geknüpften Kopftuch umrahmten Köpfen unbewußt ihr lieferten. Im Garten brachen die Rosen auf, und auf die Wangen der drei Mädchen zauberte die frische Landluft einen Widerschein jener farbenprangenden Blumen hervor.

So waren ihnen einige Tage in ungestörtem Genusse der freien Natur entschwunden, als Frau von Szegesvary den Vorschlag machte, einen Besuch auf einer benachbarten, einem reichen Kaufmann Szegedin's gehörigen Tanya zu machen. Man fuhr anderthalb Stunden lang und traf in heiterer Stimmung auf der Tanya ein, wo eine zahlreiche, von den Nachbar-Tanyen

zusammengekommene Gesellschaft die neuen Gäste begrüßte.

Aber unter den Gästen befand sich auch Virady, dem bei Eleonorens Anblick eine freudige Ueberraschung das Blut in's Gesicht trieb. Wie schön sie heute wieder war! Das blaue Gewand hob die blendende Weiße ihres Gesichts, auf dem wieder ein zarter Hauch jener rosigen Färbung lag, welche die anmuthigen Züge noch lieblicher machte. Die blauen Augen glänzten heute wieder, und als sie nun neben der blassen Ilka über den Rasen schritt, da folgte der strahlenden Erscheinung jedes Auge mit entschiedener Bewunderung. Ilka fing den leidenschaftlichen Blick des Musikers auf, der auf Eleonore ruhte, und zuckte heftig zusammen; sie sah ihn flehend und forschend an, aber er beachtete sie kaum.

Man hatte trotz der noch immer herrschenden großen Nachmittagshitze zu tanzen begonnen. Zwar war weder ein Clavier im Hause noch ein Zigeuner mit dem Cymbal oder der Geige in der Nähe; aber man wußte sich zu helfen. Der junge Gutsherr war in die Hütte des Hirten geeilt und kam nun mit einem Mädchen zurück, welches das Bauern-Instrument, das Tamburin, im Arm trug. Sie legte es auf einen Tisch, nahm in jede Hand einen Gänsekiel, riß mit dem einen über die Baßsaiten der Begleitung und drückte mit dem andern auf zwei gesonderte Saiten, so die Melodie erzeugend.

Diese barbarische, schrille und ureinfache Musik war genügend, um die Gesellschaft sich in lebhafter Lust im Czardas drehen zu machen. Virady tanzte nicht; er versuchte sich Eleonore zu nähern, welche ihm jedoch

so geschickt auswich, daß alle seine Bemühungen scheiterten.

Frau von Szegesvary hatte schon die Wagen bestellt, als zu der Gesellschaft ein Bauernbursche trat, bunt geschmückt mit breiten seidenen Bändern und einem mächtigen Blumenstrauß am Hute, und den jungen Gutsherrn einlud, mit seinen Gästen die Hochzeit seiner Schwester mit ihrer Gegenwart zu beehren. Man ergriff mit Freuden den Vorschlag, der einen lustigen Abend versprach, und auch Frau von Szegesvary verschob ihre Abfahrt, um Eleonore eine ungarische Bauernhochzeit zu zeigen. Man hatte nur einige hundert Schritte bis zu dem Hochzeitshause zu gehen. Es war ein prachtvoller Abend; die Sonne ging so eben unter; unabsehbar breitete sich die rothschimmernde Pußta aus.

Schon von fern hörte man Jauchzen und Gläserklingen, die Töne der Geige und des Cymbals. Ein alter, weißhaariger Zigeuner, mit einem adlerartigen Profil und mächtigen schwarzen Augen saß am Tische und schlug wirbelnd das Cymbal; neben ihm lehnte sein brauner Sohn und entlockte der Geige wilde oder schmelzende Töne. Die Bauernburschen in ihrer reichen und malerischen Nationaltracht, den Szür, einen kostbaren Mantel von weißer Wolle, auf welchen mit bunter Seide Blumen und Arabesken gestickt sind, leicht über die durch den breiten, buntgestickten Gurt geschlossene Weste und die blüthenweißen weiten Hemdärmel geworfen, die eng anschließenden Beinkleider in den Stulpstiefeln, das Schnurrbärtchen keck gedreht, die schwarzen Augen funkelnd in der Lust des Tanzes und des Weines, das Weinglas in der erhobenen Rechten, wiegten sich und tänzelten vor den schlanken Dirnen. Jetzt war der Czardas zu der langsamen, schwermüthi-

gen Anfangsmelodie des Liebesliedes zurückgekehrt, die Tänzer machten nur noch langsame, schleppende Schritte und wiegten sich sanft in den Hüften. Nun fielen sie plötzlich erst vereinzelt, dann im vollen Chor mit Gesang in die Klänge des Cymbals und der Geige ein. Das tieftraurige Lied hallte über die im Mondlicht schimmernde Pußta.

„Ja, ein wunderbares Volk sind sie, die Ungarn," sagte Christine zu Eleonore. „Schwermuth und ausgelassene Lebenslust, grausame Härte und in Thränen schmelzende Weichheit, Energie und Schlaffheit, Naivetät und Frivolität, übertriebenste National-Eitelkeit und daneben richtige Erkenntniß ihrer Schwächen liegen dicht zusammen in diesen leidenschaftlichen Menschen, die der Ausländer nie ganz verstehen wird."

Eleonore suchte Ilka mit den Blicken, fand sie aber nicht. Plötzlich trat Virady auf sie zu: „Sagen Sie mir ein freundliches Wort, Schneewittchen," flüsterte er, und es soll alles gut werden." Aber sein leidenschaftlicher Blick empörte das Mädchen. Sie trat mit einem hastigen: „Ich habe Ihnen nichts zu sagen," rasch wieder zu Christine, die einige Schritte von ihr mit einer Dame plauderte. Noch einen Blick warf der Ungar auf Eleonore, dann schritt er rasch dem Walde zu.

Auf einer Lichtung trat Ilka ihm entgegen. Sie hatte sich eine weiße Blüthenranke um das Haupt gelegt und stand nun im hellen Mondschein weiß und zart wie eine Elfe da; in den braunen Augen schimmerten Thränen, sie blickten ihn ängstlich flehend und forschend an. Virady sah sie lange schweigend an, dann sagte er: „Du bist heute sehr reizend, Ilka." Eine warme Röthe färbte auf einen Augenblick die

bleichen Wangen des jungen Mädchens, dann rollten langsam große Thränen aus ihren Augen und sie erwiderte leise mit zuckendem Munde: „Eleonore ist hundert Mal schöner als ich.“ Er fuhr zusammen; dann aber riß er leidenschaftlich die zitternde Gestalt an sich und bedeckte ihren Mund mit Küssen. „Ich hasse diese Eisjungfrau mit dem kalten Herzen und der hochmüthigen Miene,“ rief er. „Du, du bist eine holde, warme, duftende Blume, und du liebst mich und bist mein!“ Sie überließ sich zitternd seinen ungestümen Liebkosungen.

„Ich verrathe Alle um dich, mein Bela,“ flüsterte sie, „auch Eleonore.“

„Genug von ihr; ich hasse sie und will nichts von ihr hören!“

„O Bela, es ist Unrecht von uns, sie zum Deckmantel unserer Liebe zu gebrauchen. Glücklicherweise haben deine Huldigungen sie nicht bethört; sie liebt dich nicht, das ist unsere einzige Entschuldigung.“

Er zog hastig seinen Arm von ihr zurück. „Nein, sie liebt mich nicht,“ murmelte er. Eine tiefe Falte trat zwischen seinen Brauen hervor und gab seinem Antlitz den Ausdruck einer düstern Entschlossenheit. „Darum schweig’ von ihr, Ilka; denke an Niemand als an mich, dem du gehörst.“

„Ich würde sterben, wenn du mich verließest, Bela,“ flüsterte sie. Er küßte ihr die Worte von den Lippen.

Eleonore hatte immer unruhiger nach Ilka gespäht; endlich erblickte sie das weiße Kleid auf dem Wege vom Walde her. Sie eilte hastig der Kommenden entgegen. „Wo warst du, Ilka?“ fragte sie mit ängstlichem Vorwurf.

Das arme Mädchen fiel ihr leidenschaftlich um den Hals. „Verzeih', Eleonore, mir und ihm?"

„Du sprachst mit Virady jetzt, Ilka?"

„Ja, ich selbst bat ihn, mir nachzukommen; ich ertrug nicht mehr die Pein der Ungewißheit . . . und der Eifersucht," fügte sie leiser hinzu.

„Und das Ende, Ilka? Welches wird das Ende dieser Liebe sein? Kannst du glauben . . . ."

„Schweig, schweig," rief Ilka, und ein Schauer durchflog sie; „ich darf nicht denken. Ich will leben, will glücklich sein jetzt, möge später kommen, was da wolle! Komm, ich will tanzen!" Und wie ein Reh flog sie Eleonore voraus über die Pußta und stürzte sich in das dichteste Gewühl der Tanzenden.

Die Lust war unter diesen immer lauter geworden und die ältern Damen mahnten zum Aufbruch. Man ging zurück über die schweigende Haide, die weiß im Mondlicht schimmerte, während der Arm des Ziehbrunnens auf dem Hofe des Tanya wie ein riesiges Gespenst sich vom Horizont abhob.

Am Morgen darauf fuhr Frau von Szegesvary zu ihrer Tanya zurück, nicht ohne die ganze Gesellschaft eingeladen zu haben, sie bald zu besuchen; nur an den Musiker richtete sie keine derartige Bitte, und Eleonore athmete erleichtert auf. War doch auf diese Weise bei den großen Entfernungen der einzelnen Tanyen Ilka und ihm für's erste jede Gelegenheit zu Zusammenkünften abgeschnitten.

18.

Eleonore stand mit Christine in der offenen Thüre des Tanyahauses, um den prächtigen Regenbogen zu bewundern, der sich farbenschimmernd über die weite Pußta spannte. Es war ein drückend heißer Tag gewesen; ein starkes Gewitter hatte sich am Nachmittag entladen, und nun schien die ganze Natur aufzuathmen. Man hörte durch die Stille der Haide das ferne Rollen eines Wagens.

„Es werden Herr von Szegesvary und Ewald sein,“ sagte Christine, und Eleonore fühlte ihr Herz stürmisch klopfen. Bald zogen auch die flinken Pußtapferde das leichte Gefährt vor das Haus. Herr von Szegesvary eilte mit freundlichem Gruß an den beiden Mädchen vorbei in das Zimmer, um dort die Seinen zu überraschen.

Werden trat rasch auf Eleonore zu, die sich zurückziehen wollte, um ihm Zeit zu lassen, ungestört seine Braut zu begrüßen. Er hatte aber schon ihre beiden Hände ergriffen und sagte, während die Freude des Wiedersehens auf seinem Gesichte strahlte: „Da sind Sie ja, Schneewittchen, und die frische Pußtaluft hat schon die Rosen auf Ihre Wangen zurückgezaubert. Ich habe mich sehr danach gesehnt, Sie zu sprechen. Nun kommen Sie und machen Sie mit Christinen und mir einen Gang über die Haide, während die Familie sich drinnen des Wiedersehens freut.“

Sie gingen über die weite Pußta und freuten sich des wogenden Kornes und der dunkeln, fetten Weide,

wie der endlos sich dehnenden rothen Steppe, auf welcher die untergehende Sonne die Regentropfen wie Diamanten funkeln machte. Munter tummelten sich die Pferde auf der Steppe, vom schlanken Czikus gehütet; behaglich wiederkäuend lagerten die fetten Rinder, und der kleine Schafhirt schnitzte eine Tambura für die Schwester. Werden sah von der lachenden Erde in das liebliche Antlitz seiner Gefährtin, auf deren Wangen das Roth kam und ging, während er gleichgültige Worte mit warmer Stimme und freudig glänzenden Augen zu ihr sprach. In der Zeit der Trennung hatte er viel gedacht und erwogen, geprüft und verworfen, und nun war er zu dem Schlusse gekommen, die Annahme, Eleonore liebe den Musiker, sei ein sehr thörichter Irrthum seinerseits gewesen. Eine süße Hoffnung erfüllte ihn, während er in das erröthende Antlitz des hold verwirrten Mädchens schaute.

Eleonore gab sich keine Rechenschaft von dem, was sie jetzt fühlte: sie schloß oft unwillkürlich die Augen, wie um nicht zu sehen, was vor ihr lag, was morgen kommen werde; sie wollte heute nur glücklich sein, nur in Vergessenheit sich einwiegen lassen eine kurze Zeit lang von der Wonne, die sie durchströmte. Morgen, in nächster Stunde schon sollten Wirklichkeit und Pflicht wieder ihr unerbittliches Recht üben: aber heute, jetzt wollte sie träumen und glücklich sein.

Lange freilich währte dieses Glücksgefühl nicht; Eleonorens Geist war zu klar, ihr Rechtsgefühl zu fein und lebhaft, als daß nicht schon bald an Stelle der Hingabe an den Augenblick ein scharfer Selbstvorwurf getreten wäre. Sie wurde wieder bleich, ihr bis jetzt so elastischer Schritt langsam und schleppend. Sie sagte Werden, sie fühle sich ermüdet und bitte ihn und Chri=

stine, auf dem kürzesten Wege zurückzukehren. Als nun Werden sich erschreckt zu ihr niederbeugte und Christine theilnehmende Fragen an sie richtete, gelobte sie sich, fortan Beiden auszuweichen und unbeirrt den Weg der Pflicht zu wandeln.

Nach dem Tanyahause zurückgekehrt, fanden sie dort eine große Gesellschaft versammelt. In ihr befand sich zu Eleonorens Staunen und Schrecken auch Virady, welcher trotz der mangelnden Einladung der Frau des Hauses gekommen war. „Er muß einen besondern Grund haben, seinen Stolz so weit zu beugen,“ sagte sich Eleonore, und wich nicht von Ilka's Seite.

Der Tag ging unter Tanz und Spiel hin, ohne daß der Musiker eine merkliche Annäherung an Ilka versucht hätte; er suchte sich im Gegentheil Eleonore zu nähern, welche ihm wieder geschickt auszuweichen wußte.

Am Nachmittag des nächsten Tages unternahm die Gesellschaft einen Ausflug nach der zwei Stunden entfernten Tanya eines der Gäste, an welchem Ilka auf Wunsch ihrer Mutter theilnahm, während die ältern Mitglieder der Gesellschaft zu Hause blieben, um vor der an demselben Abend festgesetzten Abreise allerlei Wirthschafts-Angelegenheiten zu ordnen. Auch Christine und Werden blieben zurück, und da der Musiker bei der Abfahrt fehlte, also Eleonorens Gegenwart für Ilka nicht nothwendig war, schloß diese sich gern von der lustigen Gesellschaft aus und machte nach deren Abfahrt einen langen einsamen Spaziergang über die Pußta in den schattigen Wald hinein. Als sie nach der Tanya zurückkehrte, fand sie die Zurückgebliebenen in eifriger Unterhaltung in der Laube des kleinen Gärtchens.

Christine und Virady befanden sich, wie es schien, in einer etwas gereizten Discussion, und Herr von Szegesvary rief lebhaft der eintretenden Eleonore zu: „Sie kommen gerade recht, Fräulein. Seien Sie Schiedsrichter in der heißen Fehde, die zwischen den Herrschaften entbrannt ist."

„Es handelt sich nämlich um das Verhältniß der Prinzessin zu Tasso," wandte sich Christine mit gehaltener Würde, durch welche gleichwohl eine gewisse Gereiztheit hindurchschimmerte, an Eleonore. „Ich sprach darüber mit Ewald, als der Herr Musikmeister mit einer, wie mich dünkt, sehr ungerechtfertigten Bemerkung sich in unsere Unterhaltung mischte."

„Ich behaupte nämlich," unterbrach sie Virady, und ein funkelnder Blick traf Eleonore, „die Prinzessin sei eine berechnende Coquette, welche mit dem Dichter ein gefährliches Spiel trieb und ihn dann herzlos von sich stieß."

„Und ich," fiel Christine gereizt ein, „sage, daß Tasso ein unbesonnener Schwächling war, der das Mitleid jener hohen Frau in seiner Eitelkeit für Liebe nahm."

„Nun, Ihr salomonisches Urtheil, Fräulein?" fragte sarkastisch der alte Herr.

Eleonore stand in peinlicher Verlegenheit. Sie verstand wohl die persönliche Beziehung, welche Virady in seine Worte legte, und hätte gern Christine beigestimmt. Aber das war ihrer Wahrheitsliebe zuwider, und so meinte sie, am besten zu handeln, wenn sie eine streng sachliche Antwort gab: „Meiner Meinung nach liebt die Prinzessin den Tasso; das spricht sich in dem von Herrn Virady so streng getadelten halben Geständniß, mehr noch in ihrem Schmerz um die bevorstehende

Trennung von ihm aus. Aber bei ihrer durch eine so tiefe Kluft von der seinen geschiedenen Stellung faßt sie auch nicht ein Mal den Gedanken an ein anderes als rein schwesterliches Verhältniß zu ihm, und ihre leidenschaftslose Natur findet Glück genug in dem Austausch der Gedanken. Es war freilich ein unseliger, aber verzeihlicher Irrthum, daß sie glaubte, auch Tasso werde sich an einem so eng begrenzten Verhältnisse genügen lassen."

„Aber sie liebt ihn!" unterbrach sie der Musiker, und sein Gesicht strahlte vor Freude; „und wenn sie keine Prinzessin gewesen wäre, wenn die Hindernisse sich hätten beseitigen lassen, welche einer Verbindung der beiden Menschen entgegenstanden . . ."

„Aber sie war eine Prinzessin," sagte bedeutungsvoll Herr von Szegesvary, „und Tasso hätte, wenn er nicht durch seine wahnsinnige Eitelkeit verblendet gewesen wäre, nie die Kluft zwischen ihm und ihr zu überspringen versucht."

Aber Virady hörte kaum auf seine Worte; sein Auge hing an Eleonorens Gesicht.

„Nun, so lesen wir doch ein Mal die bezeichneten Stellen," sagte Frau von Szegesvary; „wir können so am besten die Stichhaltigkeit der entgegengesetzten Meinungen erproben."

Virady ging sogleich in's Haus, den Tasso zu holen, und Herr von Szegesvary vertheilte die Rollen. „Ihre Rolle, Fräulein Eleonore, ist schon durch Ihren Namen bezeichnet, Sie nehmen natürlich die Prinzessin, der Herr Musikmeister den Tasso."

Eleonore wehrte sich in peinlicher Verlegenheit gegen die ihr aufgezwungene Rolle, aber ihr Ausweichen war vergebens. Der alte Herr, welcher natürlich keine

Ahnung von Eleonorens eigenthümlichem Verhältnisse zu Virady hatte, und dem es darum zu thun war, den Letztern mittels seiner Rolle sich sein eigenes Urtheil sprechen zu lassen, bestand darauf, daß sie die Eleonore übernehme. Frau von Szegesvary, die das Werk kaum kannte und sich einen angenehmen Zeitvertreib durch dessen Vorlesung versprach, unterstützte ihren Gatten. So mußte Eleonore nachgeben.

Man begann sofort mit dem Gespräch zwischen den beiden Hauptpersonen, Eleonore ihre Verlegenheit mühsam bekämpfend, Virady unter dem Schutz seiner Rolle immer leidenschaftlicher werdend. Doch ging noch alles gut bis zu der letzten Scene zwischen der Prinzessin und Tasso. Als aber Virady zu der Stelle kam:

„Du bist es selbst, wie du zum ersten Male,
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamst!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Daß er auf Augenblicke dich verkannt!
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollt' . . .“

da strömte die leidenschaftliche Liebeserklärung des Tasso mit einer Gewalt von seinen Lippen, und er heftete über das Buch fort seine Blicke mit so heißer Gluth auf Eleonore, daß die ganze Gesellschaft von einem peinlichen Erstaunen ergriffen wurde.

Szegesvary starrte ihn verblüfft an, Werden war todtenblaß, Christine hielt nur mit Mühe ihre Entrüstung in Schranken. Eleonore sah das alles mit einem schnellen Blick: es täuschte sich Niemand mehr

über die Bedeutung dieser Declamation. Ein Gefühl der qualvollsten Scham, des heißesten Zornes über die Beleidigung, welche ihr jetzt widerfuhr, machte sie die Thränen zurückdrängen, die ihr heiß in die Augen stiegen, und ließ sie mit einem Gemisch von Zorn und Verachtung das „Hinweg!" ausstoßen.

Alles schwieg.

Der Hausherr faßte sich zuerst. „Ei, Fräulein Eleonore," sagte er, und versuchte der peinlichen Scene eine scherzhafte Wendung zu geben, „das »Hinweg!« und der Blick, der es begleitete, waren wenig im Geiste der von Ihnen behaupteten Liebe einer wenn auch zürnenden Frau."

„Verzeihung, ich las schlecht," entgegnete sie; „aber in diesem Augenblick fühlte ich nur die Beleidigung, die in der unverschämten Liebeserklärung liegt, und ich konnte mir die Liebe nicht vorstellen, welche auch diese verzeiht."

Man wechselte das Gesprächs-Thema, und Eleonore verließ, sobald es anging, die Gesellschaft, um bei einem einsamen Spaziergange ihre Ruhe wieder zu gewinnen. Aber als sie kaum den Wald betreten hatte, kam der Musiker ihr entgegen.

„Verzeihung, Eleonore, Verzeihung für meine unbesonnene Leidenschaft," bat er, und seine Stimme zitterte. „Ich kann mir selbst nie vergeben, was ich in der Aufregung gethan; meine Gefühle sind gewaltig und spotten manchmal jeder Selbstbeherrschung."

„Verlassen Sie mich augenblicklich, mein Herr!" rief Eleonore. „Wollen Sie meinen Ruf noch mehr bloßstellen, indem Sie mir in diese Einsamkeit folgen?"

„Nein, Eleonore, ich gehe nicht," erwiderte er, und eine seltsame Ruhe und Festigkeit legte sich auf sein

eben noch zuckendes Gesicht. „Man weiß, daß Sie weite Spaziergänge lieben, und wird daher nichts Besonderes in Ihrer längern Abwesenheit suchen; und was mich betrifft, so habe ich Abschied genommen und bin fortgeritten. Es trifft uns also kein Verdacht ... Ich muß Sie diesmal sprechen. Die Dinge sind zu einer entscheidenden Wendung gekommen; es wäre Thorheit, länger zu schweigen."

„Es bedarf meinerseits keiner Aussprache," antwortete sie herb; „ich habe Ihnen schon längst gesagt, daß ich. . ."

„Halt, Eleonore," unterbrach er sie, und seine Stimme zitterte in dem gewaltigen Kampfe gegen den Ausbruch seiner Leidenschaft, „sprechen Sie nicht jetzt, nicht in dem Gefühl der durch mich erlittenen Kränkung, die ich auf den Knieen Ihnen abbitte, die ich durch mein ganzes Leben sühnen will. . . . ."

„Nicht in der Aufwallung des Zornes spreche ich, mein Herr; sondern ruhig und überlegt wiederhole ich Ihnen ..."

„Noch nicht," sprach er bittend, „hören Sie erst meine Geschichte, sie ist meine Rechtfertigung. Es hängen zwei Menschenleben von Ihrem Ausspruche ab, Eleonore. Wollen Sie, wenn nicht um meinetwillen, so um Ilka's willen mich anhören?"

Eleonore setzte sich schweigend auf eine Rasenbank und wies ihm einen Baumstamm als Sitz an, der in einiger Entfernung von ihr lag. Aber er blieb mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihr stehen.

„Mein Vater," begann er, „war, wie Sie wissen, ein armer Musiklehrer, meine Mutter eine Zigeunerin. Er war von des Mädchens Schönheit bezaubert worden und heirathete es gegen den Willen seiner Familie und Freunde,

die, obwohl arm, seine Verbindung mit der Zigeunerin als eine Schmach ansahen und jeden Verkehr mit ihm abbrachen. Ob meine Mutter ihn je geliebt, weiß ich nicht; aber mit der Treue und Unterwürfigkeit ihres Stammes pflegte sie den Mann, den ein frühes Brustleiden, Noth und Zurücksetzung bald siech, mürrisch und reizbar machten. Er starb, als ich kaum sechs Jahre alt war. Meine Mutter hatte ihre wunderbare Schönheit behalten, und obwohl ich damals so jung war, erinnere ich mich doch, mit welcher kindischen Freude ich in den üppigen Wellen ihres schwarzen Haares wühlte, wie groß und schwarz ihre Augen, wie klein und kirschroth ihr Mund war, und wie ich Hunger und Durst vergaß, wenn sie, mich zu beruhigen, tanzte und sang. Sie irrte einmal Abends mit mir durch die Straßen, fast verzweifelnd, denn wir hatten kein Stückchen Brod mehr zu Hause; und der Großvater war alt und krank, er konnte uns nicht helfen. Der Wind peitschte ihre dünnen Kleider, riß an dem rothen Tuch, das sie um den Kopf geschlungen, und zerzauste ihr Haar. Da trat ein Herr auf uns zu, als wir müde an einer Ecke lehnten. Erstaunt, ergriffen von der Schönheit meiner Mutter, begleitete er uns nach unserer elenden Wohnung, ließ Wein und Brod holen und sprach zu ihr tröstende Worte. Andern Tags kam er wieder; er führte uns auf seine Tanya und umgab uns mit aller Behaglichkeit. Meine Mutter blühte auf. Ich tummelte mich auf den kleinen wilden Pußta-Pferden herum und trank den Sonnenschein, der auf der Haide lag, und die heiße Luft der Steppe."

„Da kam einmal ein Brief an unsern Wohlthäter. Er wurde sehr blaß, nachdem er ihn gelesen, und sagte dann zu meiner Mutter, er müsse zur Stadt. Sie er-

bleichte, als er sich weigerte, sie mitzunehmen. Er aber sagte, er kehre bald zurück.

„Die Tage kamen und gingen; ruhelos irrte meine Mutter auf der Haide umher, aber der Abgereiste kam nicht zurück. Da rollte eines Morgens ein Wagen vor das Haus. Sie stürzte ihm entgegen, wankte aber zurück; denn ein anderer Mann stieg aus, mit kaltem, verächtlichem Blick meine Mutter messend. Ruhig nahm er sie bei der Hand, führte sie in's Haus und schloß die Thüre. Angstvoll lauschend hörte ich drinnen kalt abgemessene Worte, ab und zu unterbrochen von einem wilden Ausruf meiner Mutter — dann einen Schrei! Es klirrte, als ob Geld auf den Boden geworfen würde. Endlich öffnete sich die Thüre, und der kalte Mann, welcher seinem Bruder glich und doch so anders aussah als der schöne, freundliche Jüngling, bestieg seinen Wagen. Ich fand meine Mutter in wilden Zuckungen auf der Erde liegend. In der Stube war blitzendes Gold verstreut. Aber als ich das funkelnde Spielzeug in kindischer Neugier aufhob, da riß sie es mir mit einer Geberde des Abscheues aus der Hand. Dann verließ sie mit mir das Haus. Tage lang wanderten wir über die Pußta, die brennende Sonne über unserm Haupte, von Zeit zu Zeit in einer Hütte einsprechend und mit einem Trunk Milch und einem Stück Brod gestärkt.

„Endlich waren wir wieder in der Stadt. Es war Abend; aber meine Mutter ging sogleich mit mir in ein stattliches Haus. Sie fragte den Thürsteher nach Szegesvary Stephan. »Er ist seit acht Tagen in Paris,« war die Antwort. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte meine Mutter sich ab und ging weit, weit durch viele Gassen, bis wir zur verfallenen Hütte ihres Vaters

gelangten. Der alte Mann lag auf einer zerrissenen Decke; erstaunt sah er auf die bebende Tochter. »Stephan hat mich verlassen; sein Bruder hat mir gesagt, er habe ihn endlich dazu bewogen; er gab mir Geld, Geld für Liebe!« Wild lachte sie auf; aber dann sprach sie ruhig weiter: »Behalte den Knaben bis ich wiederkomme.« Einen langen Kuß drückte sie auf meinen Mund, dann entwand sie sich sanft meinen Armen und ging. . . Am andern Tage fand man ihre Leiche in der Theiß."

Er stöhnte schwer auf. Tiefes Mitleid ergriff Eleonore beim Anblick seines bleichen Gesichtes, beim Klange der vor Schmerz zitternden Stimme. Er fuhr dann fort: „Mein Großvater war stumpf und kindisch geworden. Aber als ihm die Leiche seiner Tochter in das Haus gebracht wurde, legte er meine Hand auf die erloschenen Augen und sprach: »Bei diesen Sternen, die er verlöschte, schwöre mir, daß du deine Mutter rächen wirst an dem Mörder und an seinem ganzen Hause! Er heißt Szegesvary Victor, mein Sohn, merke den Namen wohl!« O, der Name grub sich mit eisernem Griffel in das Herz des Kindes!

„Ich habe seit jenem Tage ein an Abenteuern und Kämpfen reiches Leben geführt. Zum Glück trat früh meine glückliche Veranlagung für Musik zu Tage, und es wurde mir in Wien Gelegenheit, mich zum Künstler auszubilden. Mit eisernem Fleiß habe ich studirt; denn ich lechzte danach, eine Stellung in der Welt zu erringen, um mich rächen zu können."

„Aber," sagte Eleonore, im Kampfe zwischen Mitleid und Furcht zitternd, „warum wandten Sie sich nicht an den eigentlichen Schuldigen, jenen Stephan!"

„Gott selbst strafte ihn," antwortete Virady feierlich. „Bald nach seiner Ankunft in Paris, wo er sein Gewissen in zügellosem Leben betäuben wollte, stürzte er mit dem Pferde und starb. Aber, Eleonore, so wenig Sie es vielleicht verstehen können: ihn habe ich nie gehaßt. Er war stets gütig gegen mich gewesen und er liebte meine Mutter, wenn er auch zu schwach war, seine Liebe zu vertheidigen. Aber den stolzen Bruder hasse ich, er ist der Mörder meiner Mutter .... Ich kam nach Szegedin und sah Ilka; mein Plan war gefaßt. ... Aber da kamen Sie, Eleonore" — sein Gesicht nahm einen weichern, mildern Ausdruck an — „und verflogen waren alle meine Vorsätze, ausgelöscht selbst das Rachegefühl in meiner Brust. Ich liebte Sie beim ersten Anblicke und meine Leidenschaft stieg nur durch Ihre kühl abweisende Haltung."

„Nein, Eleonore, bleiben Sie," sagte er, als sie sich erhob. „Sie müssen heute alles hören; einmal wenigstens muß ich Ihnen sagen, was ich denke. Es war weniger Ihre wundervolle, stolze und doch holdselige Schönheit, die meine Seele gefangen nahm — es war Ihre tiefe, warme Seele, die aus Ihren Augen, Ihrer Stimme, dem süßen Lächeln Ihres Mundes spricht, es war der Zauber Ihrer reinen, unnahbaren Jungfräulichkeit. Zum ersten Male in meinem Leben beugte sich mein Stolz vor einem Weibe; zum ersten Male fühlte ich, daß die Reinheit einer Frau sie erhebt über das wilde, leidenschaftliche Begehren des Mannes. Als ich das erkannte, da verschloß ich in meiner Brust den Ausbruch meiner fast wahnsinnigen Liebe, ja selbst die verzehrende Eifersucht gegen den hochmüthigen Preußen, den Sie anlächelten, während Sie für mich nur kalte Verachtung hatten. Ich wollte

Sie erringen, und ich erkannte, daß das nur möglich wäre, indem ich Ihnen durch Selbstbeherrschung Achtung einflößte. Aber nicht immer konnte sich meine Leidenschaft dem Verstande fügen; sie war stärker als ich... Und nun, Eleonore," seine Stimme zitterte, „nun liegen zwei Wege vor Ihnen. Durch Sie und nur durch Sie kann Ilka gerettet werden. Erhören Sie mich, gewähren Sie mir die Aussicht, Sie je mein nennen zu dürfen; fordern Sie jede Prüfung meiner Liebe, jeden Aufschub unserer öffentlichen Verlobung, ich willige in alles, ich bringe jedes Opfer. . . Wenn Sie mir erlauben, Sie zu lieben, wenn ich hoffen darf, je dieses Herz zu besitzen, das mir mehr werth ist als Reichthum, Ruhm, selbst als die Rache, — dann, ich verspreche es Ihnen, dann werden Sie nie bereuen, mich zu Ihnen erhoben zu haben. Ihr Besitz, Ihre Reinheit und Güte werden auch meine wilden Leidenschaften sänftigen, ich werde Ihrer werth werden!"

Er schwieg; eine dem anmaßenden Manne sonst fremde Schüchternheit und Weichheit zitterte in seiner Stimme, malte sich in den ängstlich auf Eleonore gerichteten Augen. Ein tiefes Mitleid für diesen durch Hochmuth und Härte der Menschen verbitterten, ursprünglich nicht unedeln Geist ergriff das Mädchen.

Wärmer, als sie je zu ihm gesprochen, begann sie: „Ich fühle tiefe Theilnahme für Sie, Herr Virady. . ."

„Sie nehmen meine Werbung an!?" rief er jubelnd. „O, Eleonore, sagen Sie Ja, und mein ganzes Leben . . ."

„Ich kann nicht, Herr Virady, ich habe nur Mitleid!"

„Ja oder Nein?" rief er, und schon flammte wieder in seinen Augen der unheimliche Ausdruck dämonischer Leidenschaft.

„Nein,“ sagte sie leise. Ein Zittern durchlief seinen Körper, er wurde todtenblaß.

Eleonore trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm. „O, Herr Virady,“ sagte sie bittend, „Sie werden mich bald vergessen, Sie werden Trost finden in Ihrer Kunst. . .“

Er lachte hell auf. „Ich habe ja schon eine bessere Trösterin gefunden, weise Deutsche. Die holde Ilka wird mir gern folgen. In den Armen des einen Weibes lernt man am besten das andere vergessen!“

„Und Sie wollen die unschuldige Tochter, die Sie liebt, wirklich opfern, um eine ganz ungerechte Rache an dem Vater zu üben?“

„Chacun à son goût“, lachte er höhnisch, „Sie rächen sich an Ihrem tugendhaften Preußen, indem Sie ihn und seine Geliebte mit Liebenswürdigkeiten überschütten; ich habe einen andern Geschmack.“

„Ich werde Ilka warnen!“ rief Eleonore entrüstet.

„Würde Ihnen wenig nützen, mein Fräulein. Ich habe Ihrer Warnung vorgebeugt, indem ich Ilka mit dem festen Glauben erfüllte, ich mache Ihnen den Hof, um den Verdacht von unserm Liebesverhältniß abzulenken.“

„Aber ich werde ihr Wort für Wort die heutigen Scenen erzählen.“

„Thun Sie es,“ meinte er mit spöttischer Ruhe.

„So werde ich mit Frau von Szegesvary sprechen.“

Er schwieg einen Augenblick; dann nahm sein Gesicht einen triumphirenden Ausdruck an. „Hören Sie, mein Fräulein! Meine Unbesonnenheit bei der Vorlesung des Tasso, die ich so bitter bereute, war ein unbeabsichtigter Meisterstreich für meinen Plan. Was Sie auch der Mutter sagen mögen, sie wird aus allem

nur die gekränkte Eigenliebe heraushören. Sie hat heute zu deutlich gesehen, daß ich Sie liebe; selbst Ilka wäre davon überzeugt, hätte sie nicht zum Glück jene Vorlesung versäumt."

Eleonore schwieg; im Gefühle ihrer Ohnmacht sank ihr Kopf auf die Brust, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Er sah es, und stürzte vor ihr nieder. „Eleonore, bedenken Sie, Leben und Tod liegen in Ihrer Hand!"

Sie trat voll Abscheu zurück. „Ich hasse und verachte Sie!" rief sie heftig.

„Nun denn ... was ich thue, hast du verschuldet, hochmüthiges Weib. . . Auf dein Haupt die Schuld!" Und die Faust gegen sie schüttelnd, eilte er davon.

Eleonore flog mehr als sie ging dem Hause zu. Die Gesellschaft war schon zurückgekehrt. Sie faßte sich mühsam. „Wo ist Ilka?" fragte sie stammelnd vor Aufregung.

„Ilka liebt wie Sie die einsamen Spaziergänge," antwortete die Mutter scherzend. Ihr war wohl heute ein Stein vom Herzen gefallen. „Sie ging nach dem Walde."

Nach dem Walde! So hatte er sie dorthin bestellt; er war zu Pferde gewesen, hatte sie schneller als Eleonore zu finden gewußt und sprach nun mit ihr! Eleonore verlebte qualvolle Stunden. Endlich kam Ilka sehr bleich und verstört zurück.

„Ilka, ein Wort nur," flüsterte Eleonore flehend. Ilka zog sie hinaus und fiel ihr um den Hals. „Verzeih', verzeih' ihm, Lori," flüsterte sie; „ich weiß alles, ich schalt ihn. Aber seine Tactlosigkeit war nöthig zu unserm Schutz."

„Ilka, Ilka," rief Eleonore schmerzlich, „nicht mich, dich betrügt er; er hat es mir selbst gesagt."

„Ich weiß es; er wollte dich täuschen, verzeih' ihm."

„Nein, nein Ilka! er opfert dich seinen Rachegelüsten. Dein Vater hat seine Mutter in den Tod getrieben, das will er rächen an dir."

Ilka wurde sehr blaß; dann aber sagte sie fest: „Um so mehr muß ich an ihm gut machen, was mein Vater verschuldet hat."

„Aber er liebt dich nicht, Ilka, — du bist nur sein Opfer."

„Ha, das ist zu viel!" sagte Ilka und entzog sich stolz Eleonorens Armen. „Kommen Sie, Fräulein, wir können uns nicht länger der Gesellschaft entziehen."

„Ilka!" rief Eleonore schmerzlich.

Sie wandte sich um und stürzte sich dann leidenschaftlich in Eleonorens Arme. „Ich liebe dich sehr Eleonore," flüsterte sie und küßte deren Lippen und Wangen. „Denke daran, wenn die ganze Welt mich verdammt!"

Sie schlüpfte hinein. Eleonore ging zu Frau von Szegesvary. „Ein paar Worte, gnädige Frau," sagte sie athemlos; „es hängt unendlich viel von einer kurzen Unterredung mit Ihnen ab."

„Sie sehen, liebes Kind, wie mich die Gesellschaft umdrängt; später, morgen sagen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben," antwortete sie freundlich.

Verzweifelnd wandte Eleonore sich ab. Die Gesellschaft blieb, bis die Szegesvary'sche Familie sich auf den Wagen setzte, um nach Szegedin zurückzukehren. Nun wurde auch Eleonorens letzte Hoffnung, die Eltern auf dem Heimwege warnen zu können, vereitelt; sie fuhren mit Ilka und Christine in einem Wagen, wäh-

rend Eleonore mit Werden und den Kindern im andern folgte. Hätte sie wenigstens mit Werden ungestört sprechen können! Aber die Gegenwart der Kinder hinderte jede Mittheilung. Sie konnte nur beim Aussteigen aus dem Wagen ihm hastig zuflüstern: „Behüten Sie Ilka!“

Er sah sie erstaunt an; aber es war keine Zeit mehr zum Fragen, denn schon umringten die Damen und Kinder des Instituts den Wagen, der eben vor dem Thore desselben hielt. So drückte er ihr nur herzlich die Hand und ging. Eleonore konnte die Nacht über keine Ruhe finden; sie erwartete mit Sehnsucht den Morgen; sie wollte noch vor dem Frühmahl Frau von Szegesvary aufsuchen und ihr die Unterredung mit Virady mittheilen. Sie ahnte aber, daß es dann schon zu spät sein werde.

19.

Werden schlief in jener Nacht so wenig als Eleonore. Die Ereignisse des vergangenen Tages hielten ihn wach. Gegen Mitternacht vernahm er im Zimmer nebenan ein Geräusch von leisen Tritten und gedämpften Lauten. Jetzt wurde eine Thüre leise geöffnet. Werden sprang vom Lager auf, die Warnung Eleonorens fuhr ihm durch den Sinn; er fuhr hastig in die Kleider. Sein erster Gedanke war, durch den Garten, auf welchen sein Zimmer hinausging, um das Haus herum zu laufen und die Hausthüre zu gewinnen, welche Ilka passiren mußte; aber er fand das Gartenthor verschlossen und eilte nun zurück, Ilka's Vater zu

wecken. Er trat an das Bett seines Freundes. „Steh' auf, Victor," sagte er, den Schlafenden rüttelnd; „verliere keine Zeit mit Fragen, sondern sieh' nach Ilka. Ich fürchte, ihr ist etwas zugestoßen."

Der alte Herr sprang erschreckt auf und eilte hinaus in Ilka's Zimmer; Werden stand athemlos lauschend an der Thüre. Da drang ein dumpfes Stöhnen heraus. Rasch trat Werden ein und fand den Obergespan auf einen Stuhl gesunken. Sein Antlitz sah aschfarben aus; die Hand, in der er einen Brief hielt, zitterte.

„Geflohen! Meine Ehre dahin," murmelte er.

Werden nahm rasch entschlossen dem Fassungslosen das Blatt aus der Hand. Vielleicht gab es einen Anhalt, die Richtung der Flucht Ilka's zu errathen. Seine Voraussetzung wurde bestätigt; Ilka schrieb unter tausend Bitten um Verzeihung für ihren Fehltritt ihrem Vater, daß sie Virady nach Wien begleite, und sie Beide ihn anflehten, dorthin seine Einwilligung zu ihrer Vermählung zu senden.

„Der Zug nach Pesth geht erst um ein Uhr; ich ereile sie noch und bringe dir Ilka zurück!" sagte Werden und schon eilte er fort dem Bahnhof zu. Er hoffte die Flüchtigen noch unterwegs einzuholen. Durch die mondhellen schweigenden Gassen sah er in einiger Entfernung zwei dunkele Gestalten eilen. Aber jetzt hatten auch jene den Schall seiner starken Schritte in der stillen Straße gehört; sie sahen sich um und schritten dann hastig zu einem an der Ecke haltenden Fiaker, in den sie einstiegen. Aber Werden erinnerte sich, daß eine Quergasse den Weg, welchen sie nehmen mußten, durchschnitt; rasch dieselbe durchlaufend, stand er plötzlich vor dem Wagen und fiel den Pferden kräftig in die

Zügel. Sie standen. Aus dem Wagen heraus bog sich das Gesicht des Musikers; es war unheimlich verzerrt.

„Bist du wieder da, deutscher Hund?" kam es zischend von seinen Lippen. „Willst du mir auch hier im Wege sein? Dein Glas ist voll zum Ueberlaufen . . . Zurück!"

„Steigen Sie aus, Ilka," sagte Werden zu dem jungen Mädchen, das sich in halber Ohnmacht in den Hintergrund des Wagens lehnte.

„Treibe die Pferde an!" schrie Virady dem Kutscher zu.

„Du bleibst still sitzen!" befahl Werden und faßte den Zügel fester. Der Kutscher gehorchte.

Da riß Virady ihm die Peitsche aus der Hand und hieb wie wahnsinnig auf die Pferde los. Sie strebten mit aller Kraft, sich von Werden's eisernem Griff zu befreien. Ein gewaltiger Ruck — und sie rissen ihn zu Boden; Pferde und Wagen gingen über ihn weg. Ein Schrei klang aus dem Wagen. Ilka war, an allen Gliedern zitternd, aufgesprungen, um nach dem unglücklichen Freunde ihres Vaters zu sehen. Virady zog sie hastig auf den Sitz nieder.

„Du gehörst zu mir, und er war mein Todfeind! Was kümmerst du dich um ihn?" Ilka sank in die Kissen.

Auch Christine war von dem Geräusch im Hause geweckt worden, hatte sich hastig angekleidet und war in Ilka's Schlafgemach getreten. Ihr Blick fiel auf die am Bett knieende und schluchzende Mutter der Entflohenen. Der Obergespan ging ruhelos umher; am Boden lag der zerknitterte Brief. Christine blieb entsetzt an der Thüre stehen.

„Ilka! Was ist mit ihr geschehen?“ stammelte sie. Szegesvary trat auf Christine zu und legte die Hand auf ihren Arm. „Unsere Tochter ist todt, Fräulein,“ sagte er finster; „todt, begraben und vergessen für uns! Ihr Name darf niemals mehr in unserer Gegenwart genannt werden.“

Frau von Szegesvary sprang bei diesen harten Worten auf, eilte auf ihren Gemahl zu und schlang flehend die Arme um seinen Hals. „Victor, habe Barmherzigkeit mit Ilka und mir. Werden bringt sie zurück. Sie wird bereuen und sühnen, und du wirst ihr verzeihen! Sie ist noch so jung!“

Er machte sich von ihr los. „Werden bringt mir meine Ehre zurück, aber nicht meine Tochter. Der Platz derselben ist nicht mehr im Elternhause, das sie beschmutzte und verließ.“

Schluchzend sank die arme Mutter auf einen Stuhl.

„Wo ist Werden?“ fragte Christine, bis in's tiefste Innere erschüttert.

„Ihnen nach auf den Bahnhof.“

Christine sah nach der Uhr. „Der Zug geht um Eins; es ist jetzt halb zwei, sie müssen gleich hier sein.“ Ruhelos wanderte auch sie auf und ab; aber Minute um Minute verging, ohne die Erwarteten zu bringen.

Endlich stand Christine still. „Es ist ein Unglück geschehen,“ sagte sie zum Obergespan, „sonst wäre wenigstens Ewald schon hier. Wir müssen ihn suchen.“ Der alte Herr griff nach seinem Hut. „Ich gehe mit,“ sagte sie.

Schweigend schritten Beide durch die menschenleeren Gassen. Christine ging so schnell, daß der Obergespan ihr kaum zu folgen vermochte. Plötzlich flog sie wie ein Pfeil vorwärts; ihr scharfes Auge hatte einen

dunkeln Gegenstand auf der Erde entdeckt. Nun stand sie vor dem Körper Werden's, der in tiefer Ohnmacht da lag. Ohne einen Laut beugte sie sich über ihn; sein Kopf, an den ihn der Huf des Pferdes getroffen, war blutüberströmt. Sie riß ihr Halstuch ab und band es um seinen Kopf.

„Holen Sie einen Wagen," wandte sie sich an den Obergespan.

Der alte Herr kehrte bald mit einem Fiaker zurück und hob mit Hülfe des Kutschers den Bewußtlosen hinein. Christine lehnte sein Haupt in ihren Schooß, und große Thränen rollten aus ihren Augen auf seine bleiche Stirne.

Der Obergespan schickte, sobald Werden in sein Haus getragen war, den Kutscher nach dem Arzt. Es war derselbe freundliche alte Herr, welcher Werden's Schützling, die alte Frau Weiß, behandelt hatte. Er untersuchte den Verletzten sorgfältig und erklärte, die Kopfwunde sei nicht gefährlich, allein das Bein sei gebrochen und der Kranke habe viel Blut verloren. Der Arzt bemühte sich, den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Als dies gelungen, suchte Werden den Arzt über die Ursache des Unfalles zu täuschen, indem er sagte, er habe Frau von Szegesvary und Ilka zum Bahnhof begleitet, sei auf der Rückkehr auf den schlüpfrigen Dielen ausgeglitten und unglücklich gefallen. Christine war zur Hausfrau gegangen, um diese zu trösten; sie kehrte zurück, als der Arzt sich mit tröstlichen Worten verabschiedete.

„Wozu die Lüge, Ewald?" fragte finster der Obergespan, als sie mit Christine allein waren. „Mir hilft sie nichts, meine Ehre ist unwiederbringlich dahin."

„Sie ist es nicht, Victor, wenn du Selbstbeherrschung genug hast, deinen Zorn der Klugheit unterzuordnen. Niemand von der Dienerschaft, die glücklicher Weise im Hinterhause schläft, ist erwacht und weiß bis jetzt von Ilka's Flucht. Gegen vier Uhr geht ein zweiter Zug von hier nach Pesth. Deine Frau reist mit diesem ab und gibt in Pesth deine schriftliche Einwilligung zur Vermählung Ilka's mit Virady auf die Post. . . . Nein, unterbrich mich nicht," beschwichtigte er den heftig Auffahrenden; „ich fühle, daß ich nicht lange mehr werde klar denken können. Mein Kopf brennt, die Gedanken fangen an, sich zu verwirren. Also du willigst in diese Heirath, denn nur so kannst du deine Ehre retten. Man verbreitet die Nachricht — Christine und Eleonore werden dafür sorgen —, daß deine Frau mit Ilka nach Wien gereist ist, um dort in aller Stille die Vermählung zu vollziehen; das sei die Bedingung gewesen, unter welcher dir die Einwilligung zu dem dir verhaßten Bunde abgerungen worden sei. Du selber wolltest mit der Sache nichts zu thun haben und seiest gleich nach der Abreise der Frauen wieder auf die Tanya zurückgefahren, um den lästigen Glückwünschen der Bekannten zu entgehen. Deine Frau reist dir natürlich von Pesth aus nach."

„Und dich sollen wir hier allein lassen, dich großmüthigen Menschen, dessen Unglück wir verschuldet haben, und der in all' seinem Schmerze noch für uns denkt und handelt?" fragte der Obergespan im Zwiespalt zwischen dem Verstande, der ihm den vorgeschlagenen Weg als den einzig richtigen zeigte, und den Gefühlen des Grimmes, der Scham, des Schmerzes und der Bewunderung für diesen stets so richtig den-

kenden und so besonnen und großmüthig handelnden Freund.

„Sorge nicht um mich; Christine wird mich gut pflegen. Nicht wahr, mein Schwesterchen?“ wandte er sich mit schwachem Lächeln an diese. Sie wischte die Thränen aus den Augen.

„Gewiß werde ich das,“ sagte sie energisch. „Sie können ja überdies noch zwei Tage hier bleiben, Herr Obergespan. So lange Zeit vergeht ja bis zur Veröffentlichung der Vermählung; dann ist Ewald's Bein bereits geschient. Sie reisen ab und bitten der Form wegen Ihre Schwiegermutter, zu meinem Schutze hier zu wohnen, so lange Ewald's Krankheit dauert. Jetzt aber müssen Sie Ihre Gemahlin benachrichtigen; es ist hohe Zeit, wenn sie den Zug nicht versäumen will.“

Der alte Herr fügte sich und brachte seine Frau, die um Ilka's willen gern in den Plan willigte, zur Bahn. Sie reiste ab, ohne eine Ahnung von Werden's Unglück zu haben; dieser aber verbrachte die Nacht im heftigsten Wundfieber.

20.

Schon am frühen Morgen kam Eleonore zum Szegesvary'schen Hause und klopfte an Christinens Zimmer. Als Niemand antwortete und sie die Thüre verschlossen fand, pochte sie voll schlimmer Ahnung an Ilka's Thüre. Christine öffnete und zog die Erstaunte rasch in's Zimmer.

„Ich habe Ihnen viel zu erzählen, Schneewittchen,“ sagte sie. Eleonorens Augen suchten Ilka. „Sagen Sie rasch, Christine, was ist aus Ilka geworden?“

„Sie ist heute Nacht mit Virady entflohen.“

Eleonore weinte. „So kam ich zu spät,“ klagte sie; „ich kann sie nicht mehr retten.“

„Ich will Ihnen alles der Reihe nach erzählen, mein liebes Schneewittchen.“ Christine schlang innig ihren Arm um das junge Mädchen. Sie wollte sie durch die genaue Erzählung langsam und schonend auf das Schwerste vorbereiten, was sie wissen mußte. Sie berichtete, wie Werden die Flucht Ilka's geargwohnt, wie er der Entflohenen nachgeeilt, wie er den Pferden in die Zügel gefallen sei. Eleonore hatte sich ihrer Umarmung entzogen und hörte ihr in athemloser Spannung zu; nur ihr hörbares rasches Athmen und ihre tiefe Blässe verriethen ihre Bewegung. Als Christine in ihrem Bericht zu den Worten kam: „Und so gingen Pferde und Wagen über ihn hinweg . . .“ da ergriff Eleonore ihren Arm und sah mit einem fieberhaften Blick in ihre Augen: „Todt?“ stammelte sie; „ist er todt?“

„Nein, er lebt,“ tröstete Christine. Und nun barg das gequälte Mädchen das Gesicht in die Hände, und die so lange auf's höchste gespannte Bewegung ihrer Seele löste sich in krampfhaftes Schluchzen auf. Christine berührte beruhigend ihre kalten Hände. Plötzlich lauschte sie und stand rasch auf.

„Ich höre nebenan den Arzt,“ sagte sie; „er wird gekommen sein, Ewald's Bein einzurichten.“ Sie ging rasch in Werden's Zimmer.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung sprang Eleonore auf, ihr nacheilen. Aber vor der Thüre zu Werden's Zimmer hielt sie an. Sie hatte kein Recht, an das Bett des Mannes zu treten, den sie liebte; nur Christine hatte es, seine Braut. Sie trat von der Thüre

zurück und stellte sich an's Fenster. „Jetzt wird der Arzt den Knochen untersuchen, der Kranke leidet entsetzliche Qualen, aber kein Laut kommt über seine Lippen; er will ja Christine nicht betrüben, die bei ihm ist, die seinen fiebernden Kopf in ihren kühlen Händen hält — o mein Gott, erst jetzt fühle ich an dem angstvollen Zucken meines Herzens, wie sehr ich diesen Mann liebe, wie ihm jede Fiber meines Herzens angehört, daß nur der Tod diese Liebe auslöschen kann."

Eleonore legte die schmerzende Stirne in die Hand, und eine andere Gedankenreihe entstand in ihrer gequälten Seele. Sie horchte nach der Thüre, sie meinte ein unterdrücktes Stöhnen in Werden's Zimmer zu hören. Wieder machte sie einige Schritte auf die Thüre zu, dann schritt sie zurück und setzte sich auf's Sopha. „Christine ist ja bei ihm," murmelte sie, und zum ersten Mal packte eine heiße Eifersucht das Herz des jungen Mädchens. Christine kam zurück.

„Der Doctor hat das Bein untersucht," sagte sie; „er hofft, es ganz heilen zu können. In einigen Minuten will er den Verband anlegen. Sie aber müssen fort, Schneewittchen; es ist bereits sieben Uhr und Sie werden im Institut vermißt werden. Ich schicke Ihnen täglich Nachricht von dem Befinden des Kranken durch die alte Frau Weiß, die sich mit mir in seine Pflege theilen soll. . . . Noch eines, Schneewittchen. Sie müssen mir und Ewald helfen, das Unglück, welches die Familie Szegesvary betroffen hat, vor den Augen der Welt zu verbergen. Erzählen Sie sofort im Institut, daß Ewald heute Nacht Frau von Szegesvary und Ilka zur Bahn begleitet und auf dem Rückwege, in die Lücke zwischen zwei zerbrochene Dielen gerathend, den Fuß gebrochen habe. In zwei Ta-

gen wird Ilka's Vermählung mit Virady in den Zeitungen stehen. Merken Sie: dann erst erzählen Sie, die Mutter sei mit dem jungen Mädchen und ihrem Bräutigam nach Wien gereist, um dort in aller Stille die Vermählung vollziehen zu lassen, zu welcher der Vater seine Einwilligung gab, weil die Besorgniß um das sichtliche Dahinschwinden der Gesundheit Ilka's seinen Stolz und seinen Widerwillen gegen die ungleiche Verbindung überwunden hatte. Und nun gehen Sie, mein liebes Mädchen, und behalten Sie Muth. Es wird alles besser werden, als Sie jetzt denken. Die Stürme gehen vorüber, und dann empfinden wir erst recht, wie schön die Sonne leuchtet."

Sie küßte Eleonore innig beim Abschiede; aber das junge Mädchen erwiderte die Liebkosung nicht. Sie konnte nicht anders: sie haßte Christine in diesem Augenblicke. Sie blieb ja bei Werden, ihn zu pflegen und zu trösten — und Eleonore konnte nichts, nichts für ihn thun!

Eleonore traf bei der Rückkehr in das Institut die Bewohnerinnen desselben beim Frühstück. Sie entschuldigte ihren frühen Ausflug mit einer nothwendigen Bestellung, welche sie Christinen zu machen gehabt habe, und erzählte dann möglichst ruhig Werden's Unfall und dessen vorgebliche Ursache.

Ausrufe des Bedauerns seitens der Vorsteherin und ihres Gatten unterbrachen sie oft; Beide hatten den Deutschen lieb gewonnen und nahmen lebhaften Antheil an seinem Unglück. Frau von Abafy bedauerte, daß sie die Dankbarkeit, zu welcher Werden durch seine Thätigkeit im Institut sie verpflichtet habe, jetzt nicht anders als durch Worte ausdrücken und keinen Antheil an seiner Pflege nehmen könne, welche aller-

dings durch Christine musterhaft versehen werde. „Sie steht ihm ja am nächsten, das arme Mädchen," schloß sie.

Zwei Tage nach Ilka's Flucht saßen die Abafy'sche Familie und die jungen Lehrerinnen beim Nachmittagskaffee unter den Bäumen des Hofes. An diesem einzigen gemüthlichen Plauderstündchen des arbeitsvollen Tages nahm diesmal auch Kary Nandor Theil, welcher jetzt häufig nach Szegedin kam, um seine Tochter und Aranka zu besuchen. Das vertrauter werdende Verhältniß zu dem leicht erregbaren Manne, der, wie es solchen Naturen eigen, seine Gefühle weit wärmer aussprach und zeigte, als sie im Grunde waren, brachte Aranka stets in eine fieberhafte Aufregung.

Der Heiduck brachte die Zeitungen; Frau von Abafy griff nach dem „Pesther Lloyd", ihr Gatte nach dem „Szegedi Hirado", als Beide fast gleichzeitig einen Schrei des höchsten Erstaunens ausstießen. Eleonore klopfte das Herz hörbar; sie ahnte, was man gelesen.

„Hören Sie, hören Sie, meine Herrschaften," rief Frau von Abafy ganz außer sich, „das ist ja ganz unglaublich, unerhört! Hier steht:

„Die am 5. d. M. in Budapesth vollzogene Vermählung ihrer Tochter Ilka mit dem Violin-Virtuosen Herrn Virady Bela zeigen statt besonderer Meldung an

Szegesvary Victor und Frau."

Ein wahrhaft chaotisches Geschwirr von Ausrufen und Fragen erhob sich; alle aber übertönte die Stimme des Herrn Kary.

„Aber das ist abscheulich, unmöglich! Es ist eine infame Lüge!" schrie er. „Szegesvary soll seine Tochter diesem Zigeuner, diesem Vagabunden, diesem . . ."

„Und es ist doch wahr," fiel Eleonore ruhig ein; denn jetzt mußte sie handeln. „Ich selbst kann Ihnen bezeugen, mein Herr, daß die jungen Gatten die Einwilligung des Vaters zu ihrer Vermählung hatten."

„Das ist nicht wahr!" schrie der Ungar. „Verzeihung, mein Fräulein; aber wenn Szegesvary selbst es mir schwören würde, ich glaubte es nicht! Er konnte es nicht thun! Ich bin sein Freund und werde ihn fragen, was von dieser Anzeige zu halten ist."

„Herr von Szegesvary befindet sich mit seiner Frau auf seiner Tanya; aber Herr Doctor Werden, ein intimer Freund, wird Ihnen jede Auskunft geben, welche Sie wünschen," bemerkte Eleonore.

Er eilte fort. Aranka folgte ihm, und auch die Andern erhoben sich. Frau von Abafy aber bat Eleonore, zu bleiben. Seufzend setzte sie sich wieder; ihr bangte vor dem scharfen, kalten Blicke dieser Frau.

„Nun, Fräulein Eleonore," spöttelte die Dame, „empfangen Sie meine aufrichtigen Complimente für die Art, wie Sie für Ihre Freunde eintreten."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," stammelte Eleonore verlegen.

„Lassen wir die Komödie," unterbrach Frau von Abafy sie rauh. „Mich können Sie nicht täuschen, Fräulein! Szegesvary Victor seine Tochter diesem Bettler, diesem Zigeuner geben! Kam die Einwilligung des Vaters vor oder nach der Flucht der Tochter?"

„Ihre dahinschwindende Gesundheit erzwang sie. Sollte der Vater sein Kind nicht lieber dem Manne geben, der es liebte, als es dahinsiechen, dem Tode verfallen sehen?"

„Szegesvary Victor?" rief Frau von Abafy, und ihre Augen nahmen einen stechenden, finstern Ausdruck

an. „Lieber stieße er sein Kind mit eigener Hand in die Theiß, als daß er es dem Zigeuner vermählte. Nein, und könnte sie tausend Tode sterben, es rührte, es bewegte diesen hochmüthigen Mann nicht; nur Eins konnte ihm die Einwilligung abzwingen: die Furcht vor der Schande!"

Eleonore erhob sich. Mitleid für die arme Ilka erfüllte sie. Immer sah sie das junge Mädchen, wie es blaß und verstört an jenem unglückseligen Abend der Flucht vor ihr stand. Sie hörte wieder die Worte: „Du, Eleonore, wirst mich nicht verdammen, wenn die ganze Welt es thut", und sie nahm sich vor, der Unglücklichen zu helfen, sobald es nur in ihrer Macht stehe.

Dieser Vorsatz wurde in einigen Tagen zum treibenden Wunsche. Herr von Abasy schickte ihr das Wiener Fremdenblatt zu; eine Stelle im Feuilleton war roth angestrichen.

„Trotz des Beginnens der todten Saison war das Concert, welches der Violin-Virtuose Herr Virady gestern gab, äußerst stark besucht. Viel trug zu dem rauschenden Erfolge, den der geniale Künstler errang, wohl die romantische Persönlichkeit des jungen Ungarn bei, der nach längerm Aufenthalt in seiner Heimath, während dessen er fast als verschollen galt, wie ein leuchtendes Meteor an unserm Kunsthimmel auftauchte und wie früher uns durch den wild-genialen Vortrag seiner Nationalweisen entzückte. Hoffen wir, daß die Begeisterung, mit welcher die gastfreundliche Kaiserstadt den Zurückkehrenden empfing, denselben sowie seine schöne junge Gattin, wie wir hören, die Tochter eines der alten Adelsgeschlechter Ungarns, die Sehnsucht nach der Heimath vergessen mache. Wir hören, daß die

exclusivsten Kreise sich dem Künstler und seiner Gattin öffnen, deren schwermüthige ideal zarte Schönheit uns leichtlebige Wiener entzückt."

In tiefer Bewegung ließ Eleonore das Blatt sinken. Schwermüthig! Ilka litt also, und wie konnte es anders sein, wie konnte sie vergessen, was sie ihrem Geliebten geopfert? Der Wunsch, der Armen zu helfen, sie wenigstens ihrer ungetrübten Freundschaft und Theilnahme zu versichern, wurde immer lebhafter in Eleonore. Sie mußte ihr schreiben. Aber würde Virady ihre Zeilen an Ilka gelangen lassen?

Da kam ihr eine unerwartete Hülfe. Kary reiste einige Tage darauf nach Wien und fragte Eleonore, welcher er sich jetzt in achtungsvoller Weise näherte, ob er in Wien einen Auftrag für sie ausrichten könne. Erfreut bat ihn Eleonore, Ilka, falls er sie sähe, ein kleines Billet abzugeben, und warf rasch einige Zeilen auf's Papier, in denen sie Jene ihrer unveränderten Liebe und Ergebenheit versicherte.

21.

Wie Christine versprochen, kam die alte Frau Weiß täglich, Eleonoren Bericht über Werden's Befinden zu erstatten. Es waren schwere Tage für Alle gewesen, die im Herzen Werden nahe standen; denn er hatte in heftigen Fieberphantasieen gelegen.

Ein Mal hatte Eleonore, als sie vernahm, daß das Fieber gewichen, duftende Rosen und folgende Worte auf einer Karte gesandt: „Geben Sie diese Rosen dem

Patienten, liebe Christine, und sagen Sie ihm, sie sollten ihm Grüße von Der bringen, die sein Unglück verschuldet, ohne es zu wollen, und die dadurch auch Sie tief betrübte. Verzeihen Sie Beide mir den Schmerz, den ich Ihnen bereitete."

Schon am folgenden Tage kam die alte Frau wieder. Sie war sehr unwirsch. „Ich bringe dem Kranken gewiß keine Rosen mehr," begann sie ingrimmig.

„Freute er sich denn nicht darüber?"

„Ob er sich freute! Fräulein Christine gab ihm das Körbchen und sagte lächelnd: »Rathen Sie, Ewald, wer Ihnen die Rosen schickt!« Da wurde sein Gesicht ganz hell, er griff hastig nach den Blumen und rief: »Schneewittchen!« — »Nein,« sagte ich da aber sehr böse, »nicht das Frauenzimmer mit dem greulichen heidnischen Namen schickt die schönen Rosen, sondern das liebe deutsche Fräulein. Nehmen Sie's nicht ungut, Herr Professor: aber ich denk', es ist halt eine Sünd', an so ein gottloses Wesen zu denken, wenn solche gute Fräulein um Einen sind und Einen lieb haben und um Einen weinen, wie es Fräulein Christine oft genug thut, und Fräulein Eleonore auch. Wenn die's auch nicht zeigt: ich alte Frau habe doch meine Augen und sehe sehr gut, daß sie sich grämt, weil Ihnen das Unglück zugestoßen ist.«"

„Aber, liebe Frau," unterbrach sie Eleonore erschrocken, „was soll der Kranke sich von solchen Reden denken?"

„Was kann er sich anderes denken als Gutes? Er lächelte auch ganz glückselig und sagte, ich sollte Fräulein schön grüßen und ihr sagen, er habe sich gar ehr über die Blumen gefreut. Aber richtig ist's doch

nicht mit ihm; denn als ich hinausging, hörte ich wieder, wie er »Schneewittchen« murmelte, und als ich mich rasch umdrehte, war's mir, als habe er eben eine Rose geküßt. So undankbar ist er, daß er immer an das gottlose Weib denkt und sich womöglich einbildet, die schönen Blumen kommen von ihr."

„Schneewittchen ist der Name einer Königstochter in einem alten Märchen," unterbrach Eleonore in tödtlicher Verlegenheit die Eifernde. „Vielleicht ist dem Herrn Doctor im Fieber die Kindergeschichte eingefallen."

„Aber, Fräulein, der Herr ist doch kein Kind mehr, daß er an Märchen denken sollte! „Nein, nein, ich weiß recht gut, warum er so traurig ist und die schönsten Suppen stehen läßt, die ich ihm koche, und warum das arme Fräulein Christine so blaß und still herumgeht. Das böse Weib hat es ihm angethan; und nun grämt er sich, daß er still liegen muß und nicht zu ihr kann. Und Fräulein Christine sieht das und härmt sich. Ja, ich weiß wohl, daß sie den Herrn lieb hat; sie schaut ihn oft, wenn er schläft und sie still neben ihm sitzt, mit einem so traurigen Gesicht an . . . Und nun muß ich gehen, liebes Herzel; morgen schwätz' ich Ihnen mehr vor. Aber eine Sünd' und Schand' ist es, daß der Herr keine Augen im Kopf hat und sein Herz an so ein heidnisches Weib hängt."

Sie ließ Eleonore in großer Aufregung zurück. Gleich Blitzstrahlen hatte jedes Wort der Alten in ihre Seele geschlagen, und nun strahlte ihr in heller Gluth entgegen, was sie immer wieder zweifelnd sich verhüllt hatte. Er liebte sie; kein Zweifel, er liebte sie! Aber nach dem ersten freudetrunkenen Aufjauchzen ihres Herzens griff gleich einer rauhen Hand der Gedanke an

Christine in die Blüthen des Glückes, die zauberschnell in ihrem Herzen gesproßt waren, und knickte sie alle. Christine war seine Braut, sie hatte ein Anrecht an ihn; der Gedanke, es ihr zu rauben, war ein Frevel. „Nein," dachte sie, „es gibt nur einen Weg für uns Beide, und wie dornenvoll er auch sein möge, wir müssen ihn wandeln. Ich muß jetzt handeln für uns Beide, muß ihm rasch jede Hoffnung abschneiden, muß fortgehen von hier. Dann wird er glauben, ich liebe ihn nicht... und die Männer sind stolz, ihre Liebe widersteht nicht der Kränkung; er wird mich bald vergessen ... glücklich sein mit Christine."

Eleonore stand auf, als müsse sie sofort den schweren Entschluß ausführen, ehe ihr der Muth dazu wieder sinke. Sie ging zur Vorsteherin und bat sie um ihre Entlassung; ihre Gesundheit ertrage die übergroße Anstrengung hier nicht, und sie sehne sich nach der Heimath. Frau von Abasy war äußerst bestürzt; aber als sie den festen Willen des Mädchens sah, war sie klug genug, ihr die Entlassung in freundlicher Weise zu gewähren; auf Eleonorens Bleiben bis zur Prüfung müsse sie jedoch bestehen, fügte sie hinzu.

Eleonore sah ein, daß es ihre Pflicht sei, noch bis zur Prüfung im Institut auszuharren. Sie pflegte sich nicht zu fragen, ob die Erfüllung einer Pflicht leicht oder schwer sei; sie that sie unbeirrt. Voll Sehnsucht aber wartete sie auf eine Gelegenheit, Christine oder Werden ihre bevorstehende Rückkehr nach der Heimath mitzutheilen und so, wie sie meinte, die Brücke abzubrechen, über welche die Versuchung den Weg zu ihr und Werden finden könne. Inzwischen gab es um sie herum genug der Arbeit und der Sorge, um sie zu veranlassen, ihre

Gedanken von ihren eigenen Angelegenheiten ab und denen Anderer zuzuwenden.

Einige Wochen nach dem letzten Besuche Kary's erhielt sie einen Brief mit dem Poststempel Wien. Hastig erbrach sie ihn; er war von Ilka, wenige von Thränen befleckte Zeilen.

„Habe Dank, Lori, daß du mich nicht verachtest und verlässest. O, ich brauche deine Liebe! So sind meine Eltern wohl; sie haben die ungerathene Tochter aus dem Herzen gerissen ohne zu heftigen Schmerz: das ist mein einziger Trost! Schreibe nicht an mich, Theuere! Béla sah dein Billet und war sehr aufgeregt, als ich über deine lieben Worte weinte. Er mag mich nicht weinen sehen; er sagt, ich würde alt und häßlich werden, wenn ich mich gräme, und ich müsse glücklich sein, wenn ich ihn wirklich liebe. Ach, ich bin ja auch glücklich, Eleonore, sehr glücklich! Lebe wohl, meine einzige Freundin, vergiß nicht deine Ilka."

Erschüttert ließ Eleonore das Blatt sinken, das ihr wie getränkt schien von den bittern heimlichen Thränen, die Selbstvorwurf und Enttäuschung der Menschenseele auspressen. „Und so würde auch das Ende meines Glückes sein, wenn ich abwiche von dem Wege, den Gott und mein Gewissen mir vorzeichnen," dachte sie und wandte dann wieder ihre Gedanken der armen Ilka zu. Sie grübelte, wie sie ihr helfen könne. Aber sie fand keinen Weg dazu; denn das einzige Mittel, ihr Ruhe zu verschaffen, lag in der Versöhnung mit den Eltern, und die erschien ihr bei dem Charakter von Ilka's Vater unmöglich. Doch wollte sie, sobald Frau von Szegesvary nach der Stadt käme, zu ihr eilen und versuchen, durch sie auf ihren Gatten zu wirken.

22.

Einige Tage darauf saßen die Lehrerinnen wieder beim Kaffee im Hofe. Es wurde ein eifriges Gespräch zwischen ihnen geführt. Die Vorsteherin hatte so eben den alten Arzt über Werden's Befinden befragt. Dieser hatte ihr geantwortet, daß er fürchte, sein Patient habe das Bein zu unglücklich gebrochen, als daß es ganz geheilt werden könne; er werde lahm bleiben, und er habe es ihm auf seine wiederholte Bitte um klare Einsicht in seinen Zustand auch gesagt. „Hätte ich aber gewußt, wie schwer der arme Mann diese Antwort aufnehmen werde, ich würde wohl geschwiegen haben," hatte der gutmüthige alte Herr hinzugefügt.

„Ich finde diese Niedergeschlagenheit des Herrn Professors sehr natürlich," sagte Frau von Abafy. „Verliert er doch jedenfalls mit seiner Schönheit und Gesundheit auch seine Braut, die er sehr zu lieben scheint."

„Wie meinen Sie das?" fragte Eleonore bestürzt.

„Ei, Fräulein," sagte Herr von Abafy lachend," „meinen Sie denn, daß es Fräulein Christine sehr reizen werde, einen lahmen, verstümmelten Mann zu heirathen?"

Eine Blutwelle stieg Eleonoren in's Gesicht; es war ihr, als ziehe man ihr Liebstes in den Staub. Und zugleich fühlte sie ihr ganzes Geschlecht beleidigt durch diese frivole Anschauung. Sie erwiderte heftig: „Ich halte Fräulein Christine nicht für so niedrig, an ihrem Bräutigam nur die Schönheit zu lieben, Herr von Abafy."

Des alten Herrn spottlustige Entgegnung wurde durch einen Zwischenfall abgeschnitten. Aranka, welche sehr blaß geworden war, stand plötzlich auf und ging mit mühsamem Schritt nach ihrem Zimmer.

Die ganze Gesellschaft war peinlich berührt; Niemand hatte daran gedacht, wie tief diese Reden Aranka verletzen mußten. Frau von Abasy faßte sich zuerst. „Sie sehen an meiner Stieftochter ein Beispiel für die Richtigkeit der von Ihnen so getadelten Ansichten, Fräulein Eleonore. Aranka war in ihrer Jugend von Gesicht nicht häßlich; sie hatte einiges Vermögen, mehr Geist und Wissen als die meisten Mädchen unserer Stadt ... und doch ist sie niemals geliebt worden, eben weil ein äußerer Fehler sie entstellte."

„Ja," sagte Eleonore traurig, „die Männer lieben an uns — und hier noch mehr wie anderswo — selten etwas anderes als äußern Reiz, wenigstens so lange, bis sie in dem ehelichen Zusammenleben die Vorzüge der Seele ihres Weibes haben schätzen lernen. Aber wir Frauen lieben an einem Manne nicht seine äußere Schönheit: wir lieben das an ihm, was ihn uns überlegen macht, seine Thatkraft und Rechtlichkeit. Und wenn dann zu dieser Verehrung sich noch das Gefühl des Mitleids für ein Unglück oder eine Krankheit gesellt, die ihn betroffen, so muß unsere Liebe nur um so inniger und stärker werden."

Ihre Stimme zitterte; Frau von Abasy betrachtete das erregte Mädchen mit Bewunderung und Rührung.

„Ich möchte wohl den Mann kennen lernen, den dieses poetische Schneewittchen einst lieben wird," sagte sie, „und möchte wissen, ob nicht Erfahrung einst diesen Schmetterlingsstaub von ihren Flügeln wischen wird."

„Ich wäre sehr unglücklich, wenn sie es thäte,“ erwiderte das junge Mädchen und ging dann, nach Aranka zu sehen, für die sie das innigste Mitleid fühlte.

Aranka saß, als Eleonore eintrat, an einem Schrank und hatte augenscheinlich in Briefen und Zetteln gelesen, welche auf ihrem Schooße ausgebreitet lagen.

„Er liebt mich doch,“ rief sie jetzt Eleonoren entgegen, „er liebt mich, trotzdem ich lahm und verkrüppelt bin.“

Aranka's Gesicht wurde noch finsterer. Eleonorens ganzes Herz drängte sich der Unglücklichen entgegen. Aber sie hatte keine Zeit zu einer Entgegnung: ein Blick auf Aranka lehrte sie, daß der schreckliche Herzkrampf im Anzuge sei, welcher gewöhnlich in einen Starrkrampf überging, und wie der Arzt sagte, leicht mit dem Tode endigen konnte. Voll Schreck fing sie die halb Ohnmächtige auf und wollte sie nach dem Sopha geleiten. Aranka stieß sie zurück. „Sarolta!“ murmelte sie.

Eleonore holte rasch das Mädchen, und Frau von Abafy bemühte sich mit Letzterer, Aranka in's Leben zu rufen. Sarolta stand mehr entsetzt als mitleidig neben ihr. Auf sie fiel Aranka's Blick. „Mein geliebtes Kind!“ lautete ihr erster Ausruf.

Sarolta hatte von dem ersten Tage ihres Dortseins an eine Macht über Aranka erlangt, welche für Beide verderblich sein mußte. Aranka's Liebe zu dem Kinde Nandor's war leidenschaftlich und rücksichtslos, wie alle Gefühle dieses armen, einsamen Wesens. Aranka verbarg sorgsam die kleinen, aber durchaus nicht harmlosen Vergehen dieses Kindes; sie schwächte die Klagen Eleonorens über seine Unwahrhaftigkeit und seinen Leichtsinn ab. Sarolta beherrschte die Kinder, indem sie Un-

einigkeit und Zank zwischen ihnen stiftete; sie beherrschte die Lehrerinnen, indem sie ihnen schmeichelte, und befahl herrisch den Dienstboten, indem sie sich auf Aranka stützte. Nur Eleonorens klaren Blick hatte sie nie zu täuschen vermocht; darum haßte sie dieselbe, und Aranka stand auf ihrer Seite gegen die einst so geliebte Freundin.

Kary Nandor war von seiner Reise nach Wien zurückgekehrt und brachte Eleonoren Grüße von Ilka. „Ich traf sie mit Virady in einer großen Soirée bei einem mir befreundeten Banquier“, erzählte er Eleonore, als er sie allein sprechen konnte. „Es ist jetzt zur Mode geworden, dem interessanten Musiker und seiner Gattin zu huldigen, und gerade das Geheimniß, welches die Beiden umgibt, die Gerüchte über die dunkele Abkunft und die stürmischen Jugendschicksale des Virtuosen führen den schönen Mann wie im Sturm zu glänzenden Erfolgen. Die tiefe Schwermuth, das sichtliche Dahinwelken seiner ideal schönen Frau, welches, wie man flüstert, auf das Zerwürfniß mit ihrer stolzen Familie zurückzuführen sei, das alles macht die Beiden um so interessanter und ihre Protection zur Modesache.“

„Die arme Ilka! Wie fanden Sie dieselbe?“ fragte Eleonore weiter.

„O, Fräulein, ich sah ja das arme Kind im vorigen Jahre in Pesth, — wie hat es sich seitdem verändert! Die dunkeln Augen leuchten geisterhaft aus dem marmorweißen, schmalen Gesicht, und ihre Gestalt ist zart wie ein Hauch. Ich glaube, eine unheilbare Krankheit nagt an ihrer Blüthe. Vielleicht ist das gut für sie; denn ihr Geist, ihr Herz scheinen gebrochen zu sein.“

„Gott! Und Virady, wie ist er gegen die Arme?"

„Nun, er stellte mir seine Gemahlin, geborene Szegesvary Ilka, vor mit einem Triumph in seinen Zügen, einer hohnlächelnden Artigkeit in seinen Worten gegen mich — den ältesten Freund seines lieben Schwiegervaters und seinen eigenen frühern Beschützer und Freund, wie er mich spöttisch nannte —, daß ich innerlich empört war. Die arme Ilka hielt mit Mühe die Thränen zurück. Lächelnd, aber mit finsterm Blick flüsterte er ihr ein paar Worte zu; sie sah flehend zu ihm auf und zwang sich zu einem höflichen Lächeln und ein paar freundlichen Phrasen. Bald sah ich ihn mitten in einem Kreise schöner Frauen, denen er in seiner gewandten Weise huldigte, während Ilka sich neben eine alte Dame gesetzt hatte und geduldig ihrem Geschwätz zuhörte oder es vielmehr gar nicht zu hören schien, sondern wie abwesend vor sich hinstarrte. Nur zuckte sie zusammen, wenn das helle Lachen oder ein lauter gesprochenes Witzwort des Gatten ihr Ohr traf."

Eleonore seufzte. Welch ein Bild des Elends rollte Kary vor ihren Augen auf!

„Wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden?" unterbrach er ihre traurigen Gedanken. „Ich höre von allen Seiten so viele Lobeserhebungen über das Mädchen, daß ich fast stutzig werde; denn ich weiß sehr wohl, daß Sarolta kein Engel ist. Was sagen Sie von ihr, mein Fräulein?"

Eleonore zögerte mit der Antwort. Sie hatte wenige Tage zuvor die Entdeckung gemacht, daß Sarolta einen Liebeshandel mit einem jungen Studenten angeknüpft hatte. Der Vater drang in sie, zu sprechen, und zuletzt erzählte sie ihm aufrichtig, was sie gesehen und was sie argwöhne.

Nandor war sehr bleich geworden und preßte die Lippen zusammen. „Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, mein Fräulein,“ sagte er; „ich kenne leider das Mädchen zu gut, um nicht zu glauben, was Sie mir erzählen. Ich werde sogleich die gnädige Frau bitten, Sarolta auf's strengste zu überwachen.“

Die Folge davon war, daß die Vorsteherin in maßlosen Zorn gegen Eleonore gerieth und ihr diesen auf so rücksichtslose Weise zu erkennen gab, daß das junge Mädchen mit klopfendem Herzen und bleich vor Zorn von der Unterredung mit ihr zurückkam. Frau von Abasy war eine zu heftige und rücksichtslose Natur, um nicht dem Groll, welchen sie über Eleonorens Weggehen empfand, durch allerlei Nörgeleien Luft zu machen.

23.

Endlich gab Christine selbst Eleonore Gelegenheit, sie von ihrem Fortgehen zu benachrichtigen, indem sie durch die alte Frau Weiß Eleonore bitten ließ, sie bald zu besuchen, weil Frau von Szegesvary, welche auf vierzehn Tage in die Stadt gekommen sei, Eleonore zu sehen wünsche, und auch sie selbst ihr viel zu sagen habe.

„Ich glaube, Fräulein Christine will mit Ihnen wegen des Herrn Werden reden,“ fügte die Alte hinzu. „Es ist mit dem gar nichts mehr anzufangen. Meine besten Suppen läßt er stehen; und wenn ich ihm vorhalte, daß er essen müsse und hübsch lustig sein, wenn er gesund werden wolle, dann fährt er mich ganz un-

wirsch an. Neulich sprach er in ärgerlichem Tone von einem Opfer, das er nicht annehmen könne."

Gluth war in Eleonorens Antlitz getreten; kein Zweifel: Christine wußte um Werden's Neigung und wollte ihm sein Wort zurückgeben, er aber zögerte, das Opfer anzunehmen. Wie klein mußte Christine von ihr denken, wenn sie glauben konnte, sie werde ohne Weiteres an ihre Stelle treten wollen! Sie mußte ihr diesen Irrthum nehmen, indem sie von ihrem Fortgehen sie benachrichtigte. So sagte sie denn der alten Frau, sie werde noch heute Christine besuchen.

Eleonore wurde von Christine mit warmer Herzlichkeit empfangen, und dies ermuthigte sie zur Aussprache.

„Ich wollte schon lange zu Ihnen kommen, wenn's nur irgend angegangen wäre," begann sie; „denn ich werde ohnedies nicht mehr viele Stunden mit Ihnen verplaudern können."

Christine sah sie gespannt an. Eleonore suchte ein heiteres Lächeln zu erzwingen, aber ihre Stimme zitterte doch, als sie fortfuhr: „Ja, Christine, in einigen Wochen bin ich der Quälerei hier entflohen; ich gehe nach Hause zurück. Sie glauben nicht, wie ich mich auf die Heimath freue; ich zähle die Tage, die mich noch von ihr fern halten."

Christine war so betroffen von der unerwarteten Eröffnung, daß sie Eleonore ganz fassungslos anstarrte. „Aber," sagte sie endlich, „wird es Ihnen denn so leicht, die alten Freunde zu verlassen?"

„Gewiß nicht. Aber Sie kehren gewiß auch recht bald mit Herrn Doctor Werden nach Deutschland zurück. Da hätte ich Sie doch auch nicht lange mehr gehabt."

„Nun, der arme Ewald wird wohl noch recht lange an sein Zimmer gefesselt sein," entgegnete Christine, ganz entrüstet über Eleonorens leichtherzige Antwort. „Aber da haben Sie Recht: ich werde gewiß nicht fortgehen, ehe er geheilt ist; ich verlasse meine Freunde nicht im Unglück."

„Und darin thun Sie sehr recht. Ich aber kann dem Herrn Doctor ja doch nicht helfen, und es wird mir leichter, den auch mir lieben Freund zu verlassen, da ich ihn in Ihrer Pflege und Hut weiß."

„Lassen Sie uns zu Frau von Szegesvary gehen," brach Christine kurz ab. Eleonore war sehr in ihrer Meinung gesunken, sie war gar nicht werth, Werden's Weib zu werden.

Frau von Szegesvary schloß Eleonore weinend in ihre Arme. Die stattliche Frau war sehr verändert; ihr dunkeles Haar war stark ergraut, tiefe Falten hatten sich um ihren Mund gelagert. „Ich sehnte mich nach Ihnen, liebes Kind," sagte sie innig. „Sie hatten meine Ilka lieb . . . und, nicht wahr, Sie lieben sie noch?"

„Inniger wie früher, seit sie unglücklich ist," entgegnete Eleonore weich. „Und Sie haben ihr vergeben, nicht wahr, gnädige Frau?"

„Eine Mutter vergibt alles; ich weiß, daß mein Kind mehr verblendet als schuldig war."

„Ist Herr von Szegesvary unversöhnlich?"

„Ja," gab sie kummervoll zurück. „Er ist zu stolz, er kann den Flecken auf seiner Ehre seinem Kinde nicht vergeben, gerade weil er Ilka so sehr geliebt, weil sie sein Stolz, seine Freude war!"

Eleonore erließ der armen Mutter den Einblick in Ilka's schon so bald eingetretenes Elend; es hätte ihr Herz

ja nur noch mehr zerreißen müssen, da es ja doch nicht in ihrer Macht stand, den Gatten zu versöhnen.

Mit einer Spannung in seinen Zügen, die er vergeblich zu verbergen suchte, sah Werden der eintretenden Christine entgegen. Sie ließ sich tief verstimmt auf einem Sessel neben ihm nieder.

„Eleonore geht in wenigen Wochen nach der Heimath zurück," sagte sie dann kurz und hart. „Sie hat mir's eben in unbegreiflich leichter Weise gesagt. Wir haben uns Beide in dem Mädchen getäuscht, Ewald! Sie werden gut thun, den Gedanken an sie ganz aus Ihrem Herzen zu reißen. Sie ist Ihrer nicht werth."

Werden drehte wortlos sein Gesicht der Wand zu. Auch Christine durfte den Kampf in seinen Mienen nicht sehen. Hatte er doch immer noch gehofft, Eleonore werde ihn lieben, obgleich er vor Christine erklärte, er werde das Opfer einer solchen Liebe nicht annehmen, er werde nicht dulden, daß sie ihr blühendes Leben an einen verstümmelten Menschen kette.

24.

Es war einige Tage vor der Prüfung. Eleonore hatte gerade die Kinder zu Bett gebracht und sich in ihr Zimmer begeben, als es an ihr Fenster pochte. Sie sah hinaus, erblickte eine verhüllte Frauengestalt und öffnete erschrocken die Thüre. Eine tief verschleierte Dame wankte herein und sank erschöpft auf den Divan. Eleonore zog ihr in athemloser Spannung

den Schleier vom Gesicht — es war Ilka, die in todesähnlicher Erschöpfung dalag. Sie schlug unter Eleonorens Bemühungen die Augen auf, strich mit der durchsichtigen Hand das wirre Haar von den Schläfen; ein todestrauriger Blick aus den großen dunkeln Augen fiel auf die Freundin.

„Ilka," flüsterte diese, während ihr die Thränen über die Wangen rannen, „Ilka, was ist geschehen?"

„Nichts, als was du mir voraussagtest; die Rose ist gebrochen und . . . fortgeworfen! O," murmelte sie, mit der Hand nach der Brust fahrend, „es sticht und schmerzt mich hier! Eleonore, ich will sterben im Elternhause; die sanfte Hand meiner Mutter soll mir wieder den Pfühl zurecht legen, wie in meiner Kindheit Tagen, sie soll mich wieder anlächeln und ihr liebes Kind nennen, ehe ich sterbe."

„Du sollst, du wirst nicht sterben, meine arme, liebe Ilka. Du wirst leben und den Elenden vergessen, der dich verrieth."

Sie zuckte zusammen, eine jähe Gluth überflog ihre blassen Wangen. „Nenne ihn nicht so, Eleonore; ich liebe ihn noch. Und auf meiner Seite ist die Schuld, alle, alle! Wäre ich stark genug gewesen, seinen Worten und Liebkosungen zu widerstehen, hätte ich nicht Eltern und Ehre verlassen, so hätte er mich geachtet und seine Liebe wäre nicht erloschen, wie jetzt, wo er mich verachten muß."

Eleonore schwieg; es wäre grausam gewesen, Ilka aufzuklären über die Falschheit ihres Gatten. „Wie aber kam's, daß er dich verließ?" fragte Eleonore.

„Du weißt, daß mein Vater die Einwilligung zu unserer Verbindung gab, aber nicht verzieh, was wir gefehlt. Ich war verstoßen, verbannt auf immer vom

Vaterhause und Mutterherzen. Und dieser Stachel blieb; er wich nicht den Liebkosungen Bela's, noch dem Taumel der Genüsse, in den wir uns stürzten, oder den Huldigungen der Fremden. Mein Frohsinn war auf immer dahin, mit ihm mein Reiz. Bela wurde erst unwillig über meine Schwermuth, dann kälter und kälter; ich fühlte mit stechendem Schmerz seine Liebe zu mir schwinden, während die meine wuchs, je hoffnungsloser sie wurde. Da . . . eines Morgens" — einzeln und schwer kamen diese Worte heraus — „fand ich . . . dieses Billet auf meinem Tische . . . Lies es selbst." Eleonore entfaltete den zerknitterten Brief und las: »Ich gehe, Ilka. Vergiß einen Unglücklichen, der deiner Liebe nicht werth war.«"

„Ich weiß nicht," fuhr Ilka nach einer schmerzlichen Pause fort, „wie lange ich bewußtlos gelegen, als ich die grausamen Worte gelesen hatte; ich weiß auch nicht, wie viele Tage seit jenem Morgen verstrichen sind; eine dumpfe Gefühllosigkeit hatte sich meiner bemächtigt. Aber endlich tauchte aus dieser Nacht des Elends dein Bild auf, Eleonore. Ich sah deine Augen mit dem milden, warmen Blick auf mich gerichtet, und sie wurden mein Leitstern. Zu dir wollte ich. Du, das weiß ich, wirst meine Mutter versöhnen, . . . und ich werde im Vaterhause sterben."

Sie schwieg erschöpft. Eleonore küßte sie und flüsterte beruhigende Worte. Ilka lächelte schwach, und die Erschöpfung schloß ihre Augen zu tiefem Schlummer.

Eleonore überlegte, was zu thun sei. Hier konnte Ilka die Nacht über nicht bleiben. Am frühesten Morgen schon konnte ein durch das Fenster, durch die Glasthüre fallender neugieriger Blick der Dienstboten sie entdecken. Und wie sollte Eleonore am andern Tage un-

bemerkt aus dem Hause, durch die früh erwachende Stadt mit ihr kommen? Ein guter Gedanke: Im Szegesvary'schen Hause schlief Christine in dem frühern Zimmer Ilka's, weil dieses an Werden's Gemach stieß und sie deshalb hören konnte, wenn ihm ein Unfall begegnen sollte. Es öffnete sich nach der Straße. Dorthin mußte Ilka gebracht werden!

Ein Lehrer des Instituts, ein Schwabe, wurde zum Helfer in der Noth. Christinens Zimmer wurde glücklich erreicht. Eleonore klopfte an das Schlafzimmer der Frau von Szegesvary. Sie kam heraus, sah das junge Mädchen erstaunt an, dann seine Aufregung gewahrend, preßte sie die Hand auf's Herz. „Ilka!" stammelte sie.

„Sie ist hier, in ihrem alten Zimmer, Ihre Vergebung zu erflehen. Sie ist sehr krank, . . . ihr Gatte hat sie verlassen."

Die Frau wankte, stützte sich gegen die Wand, dann richtete sie sich auf. „Mein Kind, meine Ilka ist hier, ich habe sie wieder!" rief sie weinend, und flog jauchzend Eleonoren voran in Ilka's Zimmer. Ilka stieß bei ihrem Anblick einen schwachen Schrei aus, richtete sich auf, wollte zu ihr; aber schon war die Mutter neben ihr, hatte sie umschlungen, süße, liebkosende, bedauernde Worte flüsternd. Eleonore überließ die Beiden sich selbst; Christine begleitete sie.

„Und ich weiß auch, was ich zu thun habe," sagte das energische Mädchen, die Thränen aus den Augen wischend. „Ich fahre morgen den Beiden voraus zum Vater; er gibt viel auf mein Wort, und ich werde den armen Frauen einen guten Empfang, der unglücklichen Ilka ein sanftes Sterbelager verschaffen."

„So glauben Sie, daß Ilka sterben muß?" fragte Eleonore zitternd.

„Natürlich wird sie sterben, und es ist am besten so," antwortete sie traurig.

Christine erfüllte ihr Versprechen; sie fuhr mit den Frauen auf die Tanya, hieß die Wagen ein wenig hinter dem Gehölz warten und ging allein zu dem Obergespan.

Wohl flammte der Zorn des tiefgekränkten, stolzen Mannes leidenschaftlich auf bei ihren Worten; er weigerte sich entschieden, das von ihrem Verführer schmählich verlassene Weib, wie er Ilka nannte, wieder aufzunehmen. Aber Christine ließ sich nicht einschüchtern; sie sagte ihm geradezu, Ilka habe ihr Vergehen genug gebüßt und werde es in kurzer Zeit mit ihrem Leben bezahlen: ob er hartherzig genug sei, einer Sterbenden das letzte Lager zu verweigern?

Als er bestürzt zurückprallte, da sank Ilka zu seinen Füßen, und er las in dem blassen Antlitz, der verfallenen Gestalt seines Lieblingskindes nur zu deutlich die Bestätigung von Christinens Worten. Der Schmerz um sie verdrängte den Zorn; er hob die halb Ohnmächtige auf, und in seinen Armen, unter seinen Liebkosungen erwachte sie zu einem neuen, wenn schon kurzen, doch versöhnten, friedvollen Leben. Die Mutter umgab die Kranke mit aller Sorgfalt und Liebe, mit der eine Frau, eine Mutter erfindungsreich und unermüdlich ihr Kind umgibt.

25.

Die Prüfung im Abafy'schen Institute hatte begonnen. Eleonore erhielt warme Lobsprüche für die Leistungen ihrer Klasse, und als alle die Kinder sie umdrängten, sie küßten und sich an sie klammerten und schluchzend behaupteten, sie könnten gar nicht mehr ohne Fräulein Schneewittchen leben, kamen auch ihr die Thränen in die Augen.

Um Mitternacht des letzten Prüfungstages wurde Eleonore von einem Durcheinander zorniger Stimmen erweckt. Sie kleidete sich schnell an und ging nach dem Hofe, woher das Geräusch zu kommen schien. Dort fand sie die Vorsteherin, Aranka, Adele, den jungen Lehrer und in ihrer Mitte Sarolta mit ihrem Verehrer.

Frau von Abafy nahm die ganze Gesellschaft in ihr Zimmer und stellte dort ein strenges Verhör an. Sie selbst hatte nicht schlafen können, weil ihr noch spät Abends eine befreundete Dame gesagt, sie möge auf das große schöne Kostmädchen achten. Der Dame war zu Ohren gekommen, daß sie Briefe mit einem Studenten wechsele und dieser sich rühme, oft Zusammenkünfte mit dem Mädchen zu haben. Frau von Abafy hatte die Möglichkeit geleugnet, daß solche Dinge bei der strengen Bewachung der Kinder vorkommen könnten. Indeß war sie sehr aufgeregt über ein solches Gerücht, welches den Ruf und selbst die Existenz ihres Instituts untergraben konnte. Sie hatte gedankenvoll am Fenster gestanden und in den mondhellen Hof geblickt, als sie einen Mann über die Mauer klettern sah. Zugleich öffnete sich die Thüre zu Aranka's Zimmer und eine weiße Gestalt

schlüpfte in den Hof. Ehe jedoch die rasch auf einander folgenden Ereignisse der Vorsteherin noch Zeit zur Besinnung ließen, war der junge Lehrer herausgestürzt, hatte den Menschen gepackt und ihn trotz seines Sträubens festgehalten. Das Leugnen des jungen Mannes war bei der Klarheit der Sachlage vergeblich.

Schon am folgenden Morgen kam Kary Nandor, dem man telegraphirt hatte. Die Vorsteherin empfing ihn und theilte ihm das Vorgefallene mit. Er war außer sich vor Wuth.

Als er in Aranka's Zimmer trat, sprang diese ihm entgegen. „Vergib mir, Nandor," rief sie, sich an seinen Arm klammernd; „ich bin ohne Schuld. Ich liebte das Mädchen wie mein eigenes Kind."

Er stieß sie wild zurück. „Ich war ein Thor, auf einer Närrin Liebe zu bauen! Nicht Affenzärtlichkeit, vernünftige Sorgfalt für mein Kind suchte ich bei dir. Aber wie konnte ich die von deiner Ueberspanntheit erwarten!"

Seine Tochter würdigte er keines Blickes, als er hinausging. Aranka hatte ihn wirr angeblickt, als er die herben Worte sprach; dann lächelte sie unheimlich und setzte sich nieder. Sie schien kein Wort von dem zu hören, was Eleonore mitleidsvoll zu ihr sprach.

Bald wurden Beide in den großen Schulsaal gerufen; dort bildeten Lehrerinnen und Kinder einen großen Halbkreis. Kein Wort wurde gesprochen; Eleonore konnte das angstvolle Pochen ihres Herzens hören. Kary war nicht da; die Vorsteherin wollte doch sein Vatergefühl schonen. Jetzt trat sie ein, Sarolta an der Hand mitten in den Kreis führend. Frau von Abafy war sehr bleich; aber ihre großen schwarzen Augen

warfen vernichtende, erbarmungslose Blicke auf die junge Sünderin.

„Hier stehst du zum letzten Mal in diesem Kreise,“ sprach nun die beleidigte Frau hart und feierlich, „zum letzten Male unter unschuldigen Kindern, unter hochsinnigen Lehrerinnen. Du hast die Seelen dieser Kinder, die ich hütete wie meinen Augapfel, verletzt; du hast meine Güte, die dir immer verzieh, verrathen; du hast meine Ehre befleckt, vielleicht meine Existenz untergraben; du hast der, die dir eine zweite Mutter war, das Herz gebrochen — und schlimmer als alles das: du hast das höchste Gut eines Mädchens, ohne welches es nichts ist, von dir geworfen, wissentlich, unverblendet, wiederholt; du bist ohne Dankbarkeit, ohne Wahrheit, ohne Scham! Darum stoße ich dich aus meinem Hause, aus unserer Gemeinschaft zum Auswurf der Menschheit, zu dem du herabgesunken!“

Sie stieß das Mädchen nach der Schwelle hin. Trotz aller Herzenshärte erschüttert, taumelte die Unglückliche wie schutzsuchend auf Aranka zu. Aber diese stieß sie zurück: „Geh, du brachst mir das Herz, raubtest mir den letzten Glauben an die Menschheit!“ rang es sich dumpf über ihre Lippen.

Länger hielt Eleonore nicht mehr das Mitleid zurück, das in ihr aufwallte bei dem erbarmungslosen Vorgehen der Vorsteherin. Sie sprang hinzu, richtete das Mädchen auf und strich ihr das Haar von den Schläfen. „Steh' auf und bereue,“ flüsterte sie, „dann werden Gott und die Menschen dir vergeben.“ Sie führte das halb bewußtlose Mädchen aus dem Hause und trat zu dem Vater, der wild im Hofe auf und ab ging.

„Was werden Sie jetzt mit Ihrer Tochter beginnen?" fragte sie ihn.

„Ich weiß es nicht!" stieß er hervor.

„Des Mädchens Seele ist tief erschüttert und weicher als sonst," entgegnete Eleonore sanft. „Sprechen Sie zu ihr als Vater; ich hoffe, sie noch zu retten."

Getroffen von ihren Worten sah er Eleonore an.

Sarolta hatte sich auf die Thürschwelle gesetzt und das Gesicht in den Händen verborgen. „Schau' mich an, Mädchen!" sprach ihr Vater finster. Sie stand auf, versuchte den Blick zu ihm zu erheben, schlug aber die Hände vor's Gesicht.

„Ich kann nicht," schrie sie auf, „dein Blick tödtet mich!" Mit einer leidenschaftlichen Bewegung warf sie sich Eleonore zu Füßen. „Bitte du für mich, du, die du allein mit mir Erbarmen hattest! Ich will ja bereuen und sühnen!"

Eleonore hob sie sanft auf. „Ein gutes Wort wirkt jetzt viel," wandte sie sich an den Vater.

Des leicht bewegten Mannes Augen standen voll Thränen; er ergriff Eleonorens Hand und küßte sie. „Sie sind ein guter Engel," flüsterte er und wandte sich zu seiner Tochter. „Komm zu mir, mein Kind. Du hast schwer gefehlt; aber bereue, so wird dir vergeben werden." Sie warf sich schluchzend an seine Brust; dann küßte sie demüthig Eleonorens Hand. „Ich verdiene nicht Ihre Güte, aber ich werde sie nie vergessen," rief sie weinend.

Eleonore drängte sie und den Vater sanft zum Thore.

Als sie wieder das Haus betrat, fand sie dort die größte Verstörung. Aranka war gleich nach jener Ausstoßung Sarolta's in ihren furchtbaren Herzkrampf gefallen und konnte nicht mehr in's Leben zurückgerufen

werden. Der Tod hatte diesem freudearmen, liebeleeren Leben ein Ende gemacht.

26.

Das Begräbniß war vorüber, die Mädchen waren zu ihren Eltern gereist und auch Frau von Abasy rüstete sich mit einigen Pensionairinnen und Adele zur Reise in das naheliegende Bad Palics.

Eleonore hielt nichts mehr in Szegedin; sie hatte nur noch wenige Besuche zu machen und wollte dann nach der Heimath reisen. Es war ihr von allem Abschiednehmen weh zu Muth, und doch stand ihr das Schwerste noch bevor. Man trennt sich so leicht von Menschen, mit denen man eine Strecke Weges zusammengegangen, denen man manch' gute Stunde verdankt, ja die man bis zu einem gewissen Grade lieb gewonnen hat. Man sagt zu einander „Auf Wiedersehen," mehr, um vor sich selbst seine Gleichgültigkeit bei der Trennung zu entschuldigen, als weil man wirklich auf Erfüllung dieses Wunsches hofft. Beim Scheiden von andern Menschen aber, von Menschen, die wir sehr geliebt, ist es uns, als risse der Abschied uns das Herz aus der Brust, als ließen wir alles Glück, jede Freude, ja jeden Lebenszweck hinter uns. Eleonore durfte auf kein Wiedersehen hoffen, ja, es nicht ein Mal wünschen! Doch der schwerste Gang ihres Lebens mußte gethan werden, und so ging sie denn am Nachmittag vor ihrer Abreise zu Christine. Am folgenden Tage wollte sie auf die Tanya fahren, um von der Szegesvary'schen Familie Abschied zu nehmen und von dort aus gleich nach Deutschland zurückkehren.

Christine empfing Eleonore mit kühler Zurückhaltung; sie konnte es ihr nicht verzeihen, daß sie Werden verließ. Die Unterhaltung drehte sich mühsam und gezwungen um gleichgültige Dinge. Eleonore stand bald auf, um sich zu verabschieden. Aber als sie nun das gute, jetzt so strenge Gesicht der Freundin zum letzten Male ansah, da konnte sie ihrer warmen Empfindung nicht gebieten; sie schloß die Zürnende in ihre Arme und flüsterte unter hervorbrechenden Thränen: „Ich wünsche Ihnen alles Glück der Erde, Christine, Ihnen und Werden!“

Die warmen Worte fanden den Weg zu Christinens Herzen, und der Gedanke stieg in ihr auf, daß wohl ein besonderer Grund das warmherzige Mädchen von hier vertreiben müsse. Sie blickte ihr forschend in das bleiche Gesicht.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Schneewittchen, warum gehen Sie fort von hier?“

Eleonore schlug die Augen zu Boden. „Ich kann hier nichts nützen,“ stammelte sie verlegen.

„Dummes Zeug,“ unterbrach sie Christine. „Sie wissen wohl, wem Sie hier nützen können, wem Sie beinahe das Herz brechen mit Ihrem Fortgehen. Nun sagen Sie mir die reine Wahrheit, Eleonore: lieben Sie Werden noch . . . und wenn Sie es thun, warum gehen Sie fort?“

Eleonore sah Christine mit schmerzlichem Vorwurf an. „Das fragen Sie mich, Christine? Wollen Sie mich dafür strafen, daß ich diese Liebe nicht gleich aus meinem Herzen reißen konnte, als ich erfuhr, daß sie Ihrem Verlobten galt? Aber ich sühne ja diese Schwäche durch mein freiwilliges Fortgehen.“

Christine hatte sie immer erstaunter angesehen. Jetzt erst ging ihr das Verständniß für Eleonorens Kämpfen auf. „Wär' es denn möglich," rief sie; „auch Sie glaubten an das dumme Gerücht von meiner Verlobung mit Ewald? Sie thörichtes Kind!"

„Ich sah Sie am Ball-Abend in seinen Armen," flüsterte Eleonore. Eine neu erwachende Hoffnung trieb ihr das Blut rascher durch die Adern.

„Das war es?" sagte Christine ernst. „Nun, Schneewittchen, meine unselige Verschlossenheit hat uns Allen unsäglichen Schmerz gebracht. Ich bin heimlich mit Ewald's Bruder verlobt. Er war damals sehr krank, und Ewald tröstete mich in meinem schweren Kummer um den Verlobten."

Eleonore starrte ihr ungläubig in's Gesicht; sie war zu schön, um wahr zu sein, die Nachricht, daß Werden frei sei.

Christine war schon ihrer Bewegung Herr geworden. „Nun, Sie liebes, thörichtes Kind," fuhr sie fort, „Ewald hat nur Sie, immer Sie geliebt. Aber als Sie sich so scheu vor ihm zurückzogen, da glaubte er, Sie wären von Virady's Huldigungen eingenommen und wiesen seine Liebe zurück. Und als er dann zu der Erkenntniß seines Irrthums kam, als sein Herz aufjauchzte in der Gewißheit, von Ihnen geliebt zu werden, da kam jene Nacht, die auf ein Mal seine Hoffnungen vernichtete; denn er meint, ein voraussichtlich lahm bleibender Mann dürfe nicht Ihr junges Leben an das seine binden."

„O, wie wenig kennt er mich," flüsterte Eleonore, erglühend und bebend.

„Das habe ich ihm stets vorgehalten; aber er ist nicht zu überzeugen. Nur Eine kann das, nur Eine kann

ihm das süßeste Glück geben, das er ersehnt: Sie, Schneewittchen!"

„Was kann ich thun?" antwortete Eleonore, bebend vor Glück und Schmerz, vor Scheu und Sehnsucht.

„Ihm sagen, daß Sie nur an seiner Seite glücklich werden können."

„Ihm sagen?" rief sie, wie mit Blut übergossen, „ihm sagen, daß ich ihn liebe? Aber das ist unmöglich, Christine."

„Und Sie wollen lieber elend auf immer sein, Ihr Glück von sich stoßen, ihn einem freudlosen, einsamen Leben überlassen?"

Die widerstreitendsten Gefühle bewegten Eleonore. „Ich kann nicht!" rief sie.

Da nahm Christine das zitternde Mädchen energisch bei der Hand und zog sie nach Werden's Zimmer, schob sie hinein und schloß, wieder zurücktretend, die Thüre. Eleonore stand, an allen Gliedern zitternd, da, ohne die Augen zu erheben. Da drang vom Sopha her ein Ruf: „Schneewittchen!" Nur das eine Wort, aber mit einem Ton so voll heißen Schmerzes, voll qualvoller, und doch jubelnder Liebe.

Sie sah auf, da traf ihr Blick zwei Augen, die aus einem abgezehrten Gesicht ihr entgegenleuchteten, und sie flog auf ihn zu und kniete an seinem Lager nieder. Sie weinte und lachte in Schmerz und Seligkeit in seinen Armen, die sich so fest um sie schlossen, als wollten sie die Geliebte nie wieder loslassen.

„Geh' zu meinem Schreibtische, mein Lieb," sagte er endlich, „und bringe mir den kleinen Kasten her, der dort steht." Sie brachte und öffnete ihn. Ein süßer Duft drang ihr entgegen; eine kleine, wohlbekannte Karte unter einer Menge vertrockneter Rosenblätter fiel

ihr in's Auge. „Mein süßer Trost in meinen Leiden waren diese Blätter, mein Lieb; denn sie gaben mir die leuchtende Gewißheit deiner unveränderten Liebe. Und doch, welche Pein litt ich in dem Zweifel, ob ich dein blühendes Leben an das meine fesseln dürfte!"

„O, wie thöricht das war, und wie klein man von mir dachte!"

„O, wie geschickt »man« ist, das schreckliche »Du« zu umgehen!"

Sie stand auf. „Ich muß jetzt nach Hause, damit nicht gar die Vorsteherin hinter die hier verübten Greuelthaten kommt. Aber ich komme morgen wieder, ehe ich auf die Tanya fahre," schloß sie, ihn mit ihrem alten schelmischen Lächeln ansehend.

„Als ob ich mein eben erworbenes Lieb auch so schnell wieder fort ließe! Nein, Kind, ich reise mit dir auf die Pußta."

„Ja, aber . . ."

„Mein Bein, meinst du? O, die gute alte Mama Kélémen hat mir schon lange ihren Wagen angeboten, der eigens für sie gebaut wurde, als sie ein Mal in demselben Falle war wie ich; darin fahren wir mit Christine über die Haide, und das Glück fährt mit uns!"

Und so geschah es. Frau von Szegesvary aber, welche voll Freude über das Glück ihrer beiden Lieblinge war, ließ das junge Bräutchen nicht so schnell von sich. „Ihre liebe Mama muß uns verzeihen, wenn wir uns das Vergnügen, ein so liebes Brautpaar noch einige Wochen bei uns zu sehen, nicht so schnell nehmen lassen," sagte sie. Eleonore sah unschlüssig auf Ilka.

Diese fing den Blick auf. „Nein, Lori," sagte sie lächelnd, „glaube nicht, daß es mir Schmerz bereitet, euch Beide glücklich zu sehen. Ich habe auf immer entsagt und

fühle keinen Schmerz mehr, nur Freude an der Liebe, die mich umgibt, an deinem Glück."

Eleonore sah auf die immer zarter werdende Gestalt, das bleiche, fast verklärte Antlitz, die in überirdischem Glanze schimmernden Augen. So soll es denn wahr sein, daß dieses holde Wesen dem Grabe entgegengeht, daß sie so früh rettungslos dem Tode anheimfällt? Sie wiederholte die schmerzliche Frage ein paar Tage später dem alten Hausarzt. Er lächelte wehmüthig.

„Mein Kind, einem alten Manne erscheint das Leben weniger sonnig, der Tod minder schrecklich als Ihnen. Welch ein Glück würde wohl das Leben diesem armen Wesen noch bringen können? Meinen Sie, mit der wiederkehrenden Körperkraft würde nicht auch die Gewalt des Schmerzes sich erneuern? Das wird ihr erspart sein; wie ein sanft ausklingender Ton, umgeben von der zärtlichen Liebe der Eltern, ohne Schmerz wird sie mit den fallenden Blättern zur Ruhe eingehen."

Eleonore weinte; es ist so schwer, ein geliebtes Leben dahinschwinden zu sehen.

Aber Ilka selbst war glücklich; eine milde Heiterkeit lag über ihr ausgebreitet und sänftigte den Schmerz derer, die um sie trauerten. Oft fuhr sie mit Werden und Eleonore über die Pußta. Wie schön diese Sommermorgen waren, wenn der Thau noch frisch auf der Erde lag, die Welt wie in Duft eingehüllt war und dann der Sonnenstrahl den leichten Nebel vertrieb und nun auf den Stoppeln tanzte, die reifenden Trauben dunkeler glühen machte, die Mädchen und Burschen heiß beschien, daß sie die Kopftücher und Hüte lüften mußten!

Von des Geliebten Arm umschlungen, athmete Eleonore in vollen Zügen das Glück, das jetzt auf sie einströmte, das Glück der Freiheit, der Naturfreude, der

Liebe. Und der Professor konnte sich nicht satt sehen an dem lieblichen Gesichtchen, über das im raschen Wechsel sonnige Freude und schelmische Neckerei, und dann wieder die ernstesten Gedanken zogen. Sie wunderte sich, wie vieler Abkürzungen ihr Name fähig sei, und wie schön sie alle in Werden's Munde klangen.

„Warum nennst du mich so selten mehr Schneewittchen?“ fragte sie.

„Weil du mir nicht mehr die märchenhafte, unerreichbare Königstochter, weil du mein holdes Lieb bist.“

„Ja, so leicht verbleichen die Ideale!“ seufzte sie schelmisch.

„Nein, so viel schöner ist die holde Wirklichkeit... Weißt du, was heute der Doctor bei der Besichtigung meines Fußes gesagt hat? Ich werde nicht lahm bleiben, Lori!“

„Ich habe nie gewußt, daß du so eitel bist!“ lachte sie schelmisch.

„Ich auch nicht,“ meinte er bedenklich; „aber das lernt sich schnell, Kind, wenn man ein Bräutchen hat.“

Sie schaute ihm in das freudestrahlende Antlitz; ihr seliges Geplauder und silbernes Lachen klang über die sonnenbestrahlte Haide.

Ein Sturm

auf dem Vierwaldstätter-See.

Erzählung

von

Louise Meyer von Schauensee.

1.

Einige hundert Schritte von dem Flecken Altdorf im Canton Uri, hart an der Straße, die nach Steg führt, steht ein einfaches, freundliches Bauernhäuschen mit einem kleinen Garten daneben und einer wohlumzäunten Wiese.

Es mochte etwa eine Stunde vor Mittag sein, als der alte Leonhard Andermatt aus der Thüre dieses Hauses trat und sie sorgfältig hinter sich zuzog, bis die hölzerne Falle einklappte. Dann blieb er noch einen Augenblick horchend stehen, als fürchte er, irgend ein Geräusch werde jetzt sein Ohr treffen, irgend eine Stimme hinter ihm laut werden; aber es blieb alles still. Nur die Peitsche des Kärrners, der eben vorbeigefahren, ließ sich aus der Ferne hören, und das Zwitschern einer Schwalbe, die zu ihrem Neste unter dem Dachgiebel hinaufflog. Das Gesicht des Bauers sah in seiner Gutmüthigkeit sehr ernst und betrübt aus, und als er zu dem Schwalbennest emporschaute, schüttelte er lebhaft den Kopf.

„Da hast du's nicht gut gemacht, Schwalbe," sagte er, „hättest dein Nest nicht da oben bauen sollen; denn

in diesem Hause ist kein Friede. Hast's nicht errathen, Schwalbe, hast's nicht errathen!"

Nochmals überlief der Alte mit schnellem Blick das Haus. Man sah's ihm an, der Anblick that ihm weh, helfen konnte er aber doch nicht; in diesem Gefühle schüttelte er nur wieder seinen alten grauen Kopf.

Plötzlich mochte er sich erinnern, daß es wohl schon spät an der Zeit sei; denn er zog eine alte schwere Uhr aus der Tasche und, nachdem er auf sie gesehen, eilte er rasch von dannen, um das Dampfschiff, das nach Brunnen hinüberfuhr, zur rechten Zeit zu erreichen.

Die Straße blieb eine Weile leer; denn der Mittag rückte heran und die Julisonne brannte heiß in dem bergumschlossenen Thale. Wolkenlos und in seiner tiefsten Bläue spannte der Himmel sich über dem Thale aus; so durchsichtig aber die Atmosphäre schien, so schwer und drückend war sie in Wirklichkeit. Vielleicht blieb darum das kleine Haus so öd und still. Man hätte meinen können, es weile keine menschliche Seele darin, wäre nicht ein leichter blauer Rauch in zierlichen Wirbeln aus dem Schornstein in die Lüfte gestiegen. Aber friedlich schien alles: der wirbelnde Rauch und der riesige Nußbaum, der seinen tiefen Schatten drüben auf die Thürschwelle und die Bank daneben warf. Und dennoch hatte der alte Leonhard Recht gehabt: in dem Hause war kein Friede!

Auf dem Tische in der Stube stand das Mittagsmahl; doch die zwei Personen, die in der Stube waren, schienen keine besondere Lust zum Essen zu fühlen. Mehrmal schon hatte Regine, das junge bildhübsche Weib, zu ihrem Manne Gebhard Indergand hinübergeschaut, ob er sich nicht endlich hinsetzen wolle. Er aber stand von ihr abgewendet am kleinen Fenster mit

den runden Scheiben und sah draußen auf — Gott weiß was.

Fragen mochte Regine nicht und auch nicht mit einem Wort zum Essen mahnen. Endlich setzte sie sich allein zu Tisch. Behaglich war es aber nicht, ihr zuzusehen. Es lag etwas Hastiges, Aufgeregtes in ihren Bewegungen, in ihrem ganzen Wesen. Ihre Wangen glühten, selbst ihre sonst schneeweiße Stirne hatte sich leicht geröthet. Aus ihren großen blauen Augen schlug der Trotz in lichten Flammen auf, und der kleine Mund zuckte so höhnisch, so verächtlich. Es war überhaupt in diesem frischen, jugendlichen Gesichte ein seltsames Gemisch von, man möchte sagen, kindischem Eigensinn und wieder von überlegtem Eigenwillen und Auflehnung.

Die düstere Stille, die in der Stube herrschte, war ihr sichtlich zuwider. Regine gab sich alle mögliche Mühe, durch irgend ein Geräusch die Aufmerksamkeit ihres Mannes auf sich zu lenken. Immer wieder flogen ihre Blicke auf ihn hinüber, und so herausfordernd waren diese Blicke, daß man wohl sah, um wie viel lieber ihr der Sturm gewesen wäre, als die drückende Windstille.

Aber Indergand achtete auf nichts. Den Arm auf den Fensterpfosten, und die Stirne an den Arm gelehnt, starrte er hinaus. Die ganze Physiognomie des Gesichtes, ja der ganzen Gestalt zeigte den Mann, der mit entschiedenem Willen seine Wege geht, und da, wo er Widerstand findet, sich den Durchpaß erzwingt. Wie Gebhard so dastand, regungslos hinausstaunend, sah man ihm an, daß das, was draußen lag, ihn nicht beschäftigte.

Drinnen aber war's finster. Die Frau, welche dort am Tische saß, hatte ihrem Gatten heute vor fremden Ohren seine Armuth, seine Dürftigkeit vorgeworfen, so

wie ein Mann es nicht hören, nicht ertragen kann. Bei der Erinnerung daran schnürte sich Gebhard's Brust zusammen, als müßte alle Liebe, als müßten alle sanftern Gefühle in seinem Grolle und der aufquellenden Bitterkeit zu Grunde gehen. Wie Schattenbilder zogen die Tage der Vergangenheit an seiner Seele vorüber, und trotz der vielfachen Entbehrungen, die er früher erlitten, fand er doch keine Stunde an herbem Leid, die der jetzigen zu vergleichen wäre.

Beinahe im Rosenschimmer tauchten jene Tage der Kindheit vor ihm auf, wo er als ein armer Waisenbube auf den Unterwaldner Alpen das Vieh fremder Leute gehütet. Als er dann größer geworden, hatte Ulrich, der alte Schiffsmeister von Stansstaad, ihn beredet, die Alp zu verlassen und sein Glück auf dem See zu versuchen. Und auf dem See gefiel es dem Buben. Das war ein bewegtes, oft gefahrvolles Leben. Aber Gebhard liebte die Aufregung und die Gefahr; denn es war etwas Unbändiges in ihm, das sich gern mit Hindernissen maß. Das ging so eine Zeit hin. Bei hellen und stürmischen Tagen konnte man Gebhard auf dem Vierwaldstätter-See hinüber und herüber fahren sehen. An allen Enden des See's kannte man ihn. Er kam mit vielen Leuten in Berührung, lernte manches, was nicht in Büchern steht, und wußte mehr als die meisten seines Standes; reich war er dabei freilich nicht geworden.

Da traf's sich einst, daß, als er von Blauen nach Flüelen hinüberfuhr, ein alter Mann mit einem Mädchen zu ihm in's Schiff einstieg. Dem jungen Steuermann gefiel das flinke Wesen, das wie ein Sonnenstrahl im Schiff auf und nieder gaukelte, als könnt' es nimmer Ruhe finden, und endlich doch an Gebhard's Seite

zur Ruhe kam — nicht still und nicht demüthig, aber doch, als fühlte es sich da am besten. Und Gebhard hatte dies nicht wieder vergessen können. Je öfter er das Mädchen in Flüelen traf, je mehr wuchs in ihm die Sehnsucht nach ihr. All' sein Sinnen und Denken hatte er an sie gehängt. Aber das gab viel Kummer; denn sie war reich, und er — ach, so arm, so arm! Abweisen wollte er sich nicht lassen; sein Stolz litt es nicht. Da mied er für lange Zeit den innern See, trieb sich herum, ruhelos, verschlossen, zu Zeiten wild. Aushalten aber konnt' er's doch nicht in die Länge. Er kehrte zurück. Im Sturm wollte, mußte er die Geliebte erringen. Daß es mißlingen könnte, daran dachte er nicht; denn, wie schon gesagt, es war etwas Unbändiges in ihm, und — es mißlang auch nicht.

Das kecke Mädchen half selbst den nachgiebigen Vater überwältigen, so daß er sich endlich drein fügte, sein schönes, reiches Kind dem armen Schiffer zur Frau zu geben; nur sollte dieser sein Handwerk lassen, um die kleine Wirthschaft von Garten und Wiese zu übernehmen. Gebhard verstand sich zu allem, wenn nur Regine die Seine würde. Daß in kräftigen, selbständigen Naturen das Bedürfniß nach Ruhe erst spät erwacht, daran dachte er nicht, und daß Regine ein verwöhntes, eigensinniges Mädchen war, sah er auch nicht ein. Die Liebe, die Leidenschaft übergoldete alles.

Die Tage, wo er das auf eine bittere Weise erfahren sollte, kamen erst später, als Reginens Vater starb. So lange er gelebt, war alles gut gegangen; sein friedliebendes Wesen hatte keinen Streit aufkommen lassen. Gebhard hatte sich an ihn geschlossen, wie an einen Vater; fand er doch an dem Alten, was er in seinen jungen Tagen so schmerzlich entbehrt. Er gab

es ihm aber auch an Achtung und Anhänglichkeit tausendfach zurück; denn neben dem unbändigen Sinn, den Gebhard oft genug gezeigt, war wieder etwas Weiches, Schmiegsames in ihm. Da, wo seine Achtung und seine Liebe zusammengingen, konnte er sanft und friedlich sein wie der beste Mensch.

Als aber der Alte todt war, fielen die Rücksichten weg. Der Garten, die Wiese — alles wurde dem jungen Manne zu eng. Er sehnte sich hinweg davon und mit jedem Tage mehr und mehr. Auf den See jedoch gedachte er nicht zurückzukehren wegen Frau und Kind; vielmehr wünschte er in seinem Heimathlande Unterwalden ein Gut zu kaufen und Alpen dazu, um eine Sennerei einzurichten. Das Vermögen seiner Frau, meinte er, könnte nicht besser angelegt werden. Regine aber widersetzte sich auf das hartnäckigste diesen Plänen; das Alpenleben schien ihr zu einsam, zu traurig. Wie sie nun so mit dem rücksichtslosesten Eigensinne gegen Gebhard's Wünsche eiferte, da wurde er hart und streng gegen sie. Statt die Langverwöhnte mit Milde und Geduld zurückzuführen, brach er den Stab über sie. Draußen auf dem See hatte er manchen Sturm mit eiserner Stirne ausgehalten und durch Muth und Kraft besiegt; hier glaubte er auf gleiche Weise zum Ziele zu gelangen. Aber Regine fand in seiner Strenge nur neue Nahrung für ihre Widersetzlichkeit, und der Riß zwischen den beiden Gatten wurde immer weiter.

Heute nun war Andermatt, der den Kauf des Gutes vermitteln sollte, zum letzten Mal herübergekommen, die entscheidende Antwort zu holen, und da war's, wo Regine ihren Mann gehöhnt und ihm seine Armuth in bittern Worten vorgeworfen.

„Willst du denn gar nichts essen?“ fragte endlich die Frau vom Tisch herüber.

„Nein, es ist mir nicht um’s Essen,“ erwiderte Gebhard in derselben trockenen Weise. Doch lehnte er sich langsam vom Fenster zurück und blickte auf die Frau, welche jetzt beeilt schien, die Ueberreste des kleinen Mahles wegzuräumen. Für ihre äußere Anmuth hatte er keine Augen; er mußte nur daran denken, wie früher dieser Mund so freundlich gelächelt, wie diese Augen so innig zu ihm geschaut, und jetzt — wie so ganz anders!

Als er mit ihrem kalten, trotzigen Blick zusammentraf, mußte er sich wieder von ihr wenden; denn er fühlte, daß der Sturm in seinem Innern von neuem losbrach. Er lehnte wieder die Stirne an seinen Arm und schaute hinaus. Seine Züge nahmen mehr und mehr den Ausdruck strenger Härte an, und es reifte ein Entschluß in seiner Seele, den er gleich in’s Werk setzen wollte. Nach wenigen Minuten trat er vom Fenster zurück.

„Wo ist der kleine Marien?“ fragte er, als ob er erst jetzt wieder seines Kindes gedenke.

„Er schläft drinnen in der Kammer,“ erwiderte die Frau.

„Zu dieser Zeit?“

„Die Hitze hat ihn schläfrig gemacht.“

Gebhard öffnete die Kammerthüre. Eben erst erwacht, hatte der sechsjährige Bube sich in seinem Bettchen aufrecht gesetzt und rieb sich die Augen. Als er aber die Stimme des Vaters hörte, rief er laut und streckte die kleinen Arme nach ihm aus. Doch Gebhard trat nicht zu ihm — es war keine Spur von Milde

in seinem Blick zurückgeblieben —; er wandte sich bloß zu seiner Frau.

„Zieh mir den Buben an. Ich will gleich fort mit ihm."

„Wohin?" fragte Regine mit einer Stimme, die schon nicht mehr ihre vorige Sicherheit hatte. Einen Moment ruhten Gebhard's Augen mit eigenthümlichem Ausdruck auf seiner Frau, als berechne er zum voraus die Wirkung seiner Worte.

„Nach Flüelen hinab," sagte er endlich. „Der Seelisberger Carli ist gestern von Blauen herübergekommen und fährt heute nach Brunnen, die Schwyzer Kühe, welche der Welsche gekauft, abzuholen. Ich will mein früheres Handwerk wieder aufnehmen und mit ihm gehen."

Die Frau wurde bleich. „Aber doch nicht schon heute?"

„Ja heute und morgen und alle Tage, so lange es Arbeit gibt."

„Aber der Bube?"

„Der geht von nun an mit mir. Er soll auch ein Fährmann werden."

Die Frau wollte aufbrausen; aber die unerbittliche Strenge in Gebhard's Zügen schreckte sie zurück. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Zu spät erkannte sie, daß sie ihn durch rücksichtsloses Handeln zum Aeußersten getrieben.

Da wurde sie von unnennbarer Angst erfaßt. Sie mußte sich an die Thüre lehnen; denn ihr Kopf wirbelte, und ihre Füße fingen an zu wanken. Hastig strich sie die goldblonden Kräuselchen von der weißen Stirne zurück, als ringe sie mühsam nach Fassung. Das that sie zwei, drei Mal, und es war etwas eigen-

thümlich Schreckhaftes in ihren Bewegungen. Nach und nach aber legte sich die Aufregung der jungen Frau; ihre frühere Stimmung kehrte wieder. Sich demüthigen, um Verzeihung bitten, das konnte sie nicht, ja nicht ein Mal bitten mochte sie, er möge hier bleiben. Er stand ja so hart und kalt vor ihr, als könne ihn nichts erweichen.

Trotzig raffte sich Regine auf, und als Gebhard seinen Befehl wiederholte, gehorchte sie, ohne ein Wort zu verlieren. In wenig Minuten stand der Knabe bereit. Gebhard nahm ihn bei der Hand, schritt der Thüre zu und hinaus, ohne einen Gruß und ohne das Kreuz gemacht zu haben, wie er sonst wohl that, wenn er in die Weite ging. Es war eben heute ein Tag des Haders, wo Niemand an Gott dachte, sonst wären die Gemüther nicht so weit aus einander gekommen.

Draußen blieb Indergand plötzlich, wie sinnend, stehen and schaute auf Regine, die den Beiden nachgeeilt war, um den Knaben noch ein Mal zu küssen.

„Leb' wohl, Regine!“ sprach da Gebhard, und ein geübtes Ohr hätte vielleicht einen leisen Nachhall ehemaliger Zärtlichkeit aus dem Ton seiner Stimme herausfühlen können.

Regine horchte auf. Wie zur Erwiderung öffnete sie den Mund; doch das freundliche Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Gebhard ging. Weiß und staubig lag die Straße zwischen den grünen Wiesen; Reginens Augen aber folgten dem hellen Striche, bis Bäume und Häuser ihr die Aussicht nahmen und die zwei Gestalten verschwunden waren. Von der Schwelle aber rührte sie sich nicht; Stolz und Trotz hielt sie zurück.

O, zwinge ihn nieder diesen Stolz, junges Weib! Die nächste Stunde ist noch dein; Gott hat sie dir

gegeben in Seiner Langmuth. Aber zögere nicht; denn schon naht das dunkele Schicksal, und ehe ein neuer Morgen tagt, wird es die Schwelle deines Hauses überschreiten.

In düstere Grübeleien versunken verfolgte Indergand seinen Weg. Je finsterer seine Gedanken, je rascher wurde sein Schritt. Den Knaben an seiner Seite beachtete er gar nicht, bis dieser endlich, unvermögend seinem Vater länger Schritt zu halten, mit beiden Händchen seinen Arm umklammerte.

In kindlichem Flehen zu ihm aufschauend, rief er: „Wie geht Ihr nur so schnell, Vater? Und warum sagt Ihr denn gar nichts zu mir?"

Gebhard erwachte aus seinen Träumereien. Wie ein milderer Hauch zog das Bewußtsein der Nähe seines Kindes ihm durch die Brust. Er hob den Knaben auf seinen Arm und beugte sich liebkosend über ihn. — Kaum eine halbe Stunde, daß er all' seine Zärtlichkeit über Bord geworfen, und schon wieder sehnte sich sein Herz danach! — Frohlockend schlang der Bube seine kleinen Arme um den Hals des Vaters, lehnte sich wieder zurück und lächelte ihn dann muthwillig an: es war das Bild der Mutter in ihren frohen glücklichen Tagen, das Zug für Zug aus dem lieben Gesichtchen des Kleinen heraus schaute.

Gebhard sah es. Wie mit geheimnißvoller Kraft erfaßte es seine Seele. Vielleicht — wäre Regine jetzt an seiner Seite gewesen, ihm eine Strecke weit das Geleit gebend, wie sie sonst wohl hundert Mal gethan, wenn er für einen Tag vom Hause schied — vielleicht hätte er ihr die Hand geboten, und die zwei verirrten Herzen hätten sich von neuem zusammengefunden.

Doch sie war zurückgeblieben, hatte ihn ohne Gruß von sich gelassen — das war's, was den Gifttropfen in die Wunde des jungen Mannes geträufelt, so daß er sich jetzt mit bitterm Groll von Reginens Andenken abwendete. Seine ganze Zärtlichkeit, all' seine Liebe wollte er von nun an einzig und allein seinem Knaben widmen, wollte ihn hüten Tag und Nacht, und für ihn arbeiten, um ihm einmal ein Vermögen zurückzulassen gleich dem der Mutter. Ja, er wollte noch mehr! Die Liebe, die Anhänglichkeit des Knaben wollte er der Mutter entfremden und ganz allein für sich gewinnen. Sie sollte einsam, ungeliebt in ihrem Hause bleiben, während er seinem Kinde alles sein würde.

So spann Gebhard den Faden seiner Gedanken immer weiter und weiter. Er ahnte nicht, daß der finstere Engel des Rachegefühles seine Seele in engen Ringen umstrickte. Im Gefühle des Alleinbesitzes drückte Gebhard den harmlos plaudernden Knaben an sich. Er betrachtete seine kräftigen Glieder, sein blühendes Aussehen, den Liebreiz seiner kindlich frohen Stimmung und gedachte dabei, wie er sich dessen wohl freuen könnte — und doch freute er sich nicht. Durch alles hindurch fühlte er eine leise Regung in der Brust, die ihn bedrückte; aber er wollte nicht darauf achten.

2.

In Flüelen war heute wie gewöhnlich ein reges Leben und Treiben, das dann nach kurzer Frist völliger Ruhe Platz machte, um rasch wieder mit gleicher Thätigkeit zu wechseln. Das Dampfschiff hatte eben

seine Passagiere an's Land gesetzt, hatte neue aufgenommen und war schon wieder abgefahren, während die Reisenden am Lande die bereitstehenden Wagen in Eile bestiegen, ungeduldig, schnell weiter zu kommen. Die Pferde zogen an, die Schellchen klingelten, und fort ging es in scharfem Trabe.

Als der letzte Wagen den Platz verlassen und das Dampfschiff, eben um die Nase des Axen biegend, aus dem engen Gesichtskreise von Flüelen verschwand, langte Gebhard am Gestade an. Ringsum war es still geworden. Die Staubwolke, die so eben aufgewirbelt, hatte sich wieder gelegt, und Gebhard, von seinen Gedanken ganz eingenommen, fragte sich nicht, ob die lange Wagenreihe oder der Wind den Staub vor ihm hergejagt.

Hart am Gestade stand eine kleine Gruppe Schiffsleute, heftig redend und nach allen Seiten den Himmel beschauend.

„Ich sage dir, Carli, ehe eine Stunde vergangen, hast du den Föhn im Buckel und magst zusehen, wie du nach Brunnen kommst."

Der Seelisberger Carli, ein langer, hagerer Mann, von dem man nicht recht zu sagen wußte, wie alt er sei, so verwettert und sonnverbrannt sah er aus, drehte sich rund herum, zog die Kapuze seines weißen Hirtenhemdchens über den Kopf und wieder herab, that einen langen Zug aus seinem Gypspfeifchen und ließ den Rauch wieder zu den Nasenlöchern heraus, wie aus zwei Schornsteinen.

„Hm, mögt Recht haben, Meister Schillig. Der Föhn ist im Anzug, . . . ja, ja; aber so schlimm, wie Ihr sagt, meint er's heute nicht. Und die Schwyzer Kühe muß ich nun einmal doch holen, sonst fischt mir

der Aerni von Brunnen die Kundschaft vor der Nase weg, und ich habe das Nachsehen. Und muß ich den Föhn zur Fahrt haben, mag ich ihn lieber im Buckel als gegen mich. . . . Ei sieh, da kommt der Gebhard Indergand! Was Neues, Indergand?" rief er ihn an, indem er die Hand über die Augen hielt.

„Bin froh, daß du noch nicht fort bist," entgegnete Gebhard mit erzwungener Heiterkeit. „Denn, wenn du mich am Steuer brauchen kannst, fahre ich mit nach Brunnen."

„So?" dehnte der Seelisberger; „hast gestern ja gar nichts davon gesagt. Ist dir's über Nacht gekommen? Willst doch nicht wieder Fährmann werden, he?" fragte er ihn und drückte ein Auge zu.

„Warum nicht?"

„Warum? Das ist bald gesagt. Hätte ich eine so reiche Frau zu Hause, wie du, bei Gott! ich wollte mir's wohl sein lassen mein Leben," entgegnete der Schiffsmann mit einem schlauen Seitenblick auf die Uebrigen, die lachend dastanden. „Was macht die schöne Regie, he?"

Gebhard's Gesicht verdüsterte sich. Ein dunkeler, drohender Blick fuhr aus seinem blauen Auge über den Spötter hin, der sich ein wenig zurückzog.

„Sag' nur, ob du mich brauchen kannst, oder nicht. Hast du Leute genug, gehe ich anderswo hin."

„Bist heute verdammt kurz angebunden," murrte der Seelisberger. „Ob ich dich brauchen kann? Weiß Gott, kenne dich aus frühern Zeiten, und wackere Arme sind immer willkommen. Nur zugegriffen, Indergand . . . soll mir lieb sein. Meister Schillig meint, wir

könnten Föhn bekommen, da heißt's aufpassen. Stell' dich an's Steuerruder, Indergand; hast gute Augen und kennst die Fährte."

So redete der Schiffer Carli in begütigendem Tone weiter, während Gebhard, plötzlich aufmerksam gemacht, seine Augen gegen Süden wendend, nach der grauen Nebelkappe schaute, die dort auf dem Berge tagelang geschwebt, nun aber gänzlich zerflattert war. Was er wohl dabei dachte? Er war ein kühner, unerschrockener Mann, und doch — wäre die Waage noch im Schwanken gewesen — mit keiner Silbe hätte er zur Abfahrt rathen mögen. Nicht, daß die mögliche Gefahr ihn schreckte; aber es regte sich doch etwas in seinem Innern, wie es oft der Mensch verspürt, der, wenn auch nur in Gedanken, mit dem Bösen geliebäugelt. Denn selbst schon die stillen heimlichen Gedanken, welche straflos an den Gesetzen der Menschheit vorübergehen, wecken die ewige Gerechtigkeit auf und mahnen sie zur Vergeltung. Und die Menschen ahnen das, wenn sie sich dessen auch nicht klar bewußt sind.

Solche dunkele, unbestimmte Gefühle mochten wohl in der Brust des jungen Mannes auf und nieder wogen. Meister Schillig ließ ihm aber keine Zeit zu weitern Betrachtungen.

„Wenn's sein muß, daß ihr nach Brunnen fahrt, so macht euch hurtig parat," drängte er. „Vielleicht könnt ihr so dem Sturm noch entrinnen."

„Ja, ja, Meister, ein Vater unser lang, und wir stoßen ab," schrie der Seelisberger aufgeräumt. „Heda, Jost, steck's Ruder in den neuen Ring. So . . . aufgepaßt, ob alle Ringe gut. Hast's Segel parat, Toni, und starke Seile dabei?"

Die zwei Burschen beeilten sich, den Befehlen des Alten nachzukommen, und bald war alles in bester Ordnung.

„So, jetzt in Gottes Namen, Indergand, geh' mir zum Steuer," sagte der Schiffsmann. „Und Ihr, Meister Schillig, schickt uns ein kräftiges Vaterunser und Ave Maria nach, könnten's schon brauchen."

Während der Seelisberger so redete, und Schillig meinte, Maul halten und sich sputen sei für jetzt das Beste, trat Indergand, den Knaben an der Hand, mit finsterm, aber entschlossenem Gesichte in den Nauen.

„Was? Der Bube auch?" fuhr ihn der Seelisberger an. „Nun, meinetwegen!" Doch wie von einem plötzlichen Gedanken überrascht, hielt er den jungen Mann zurück, und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, blickte er ihm in die Augen mit einem Ausdruck so ernst, ja feierlich, daß er beinahe nicht zu seinem Gesichte passen wollte.

„Nichts für ungut, Indergand," sprach er, „'s war nicht so böse gemeint, was ich vorhin gesagt. Sollst dir's nicht zu Herzen nehmen und kein so bitterböses Gesicht machen; denn siehst du, es ist nicht gut zu fahren auf dem Urnersee, wenn man heimlich grollt. Die bösen Geister in der Tiefe unten wühlen das Wasser auf, daß es sich bäumt. Drum schlag' ein, Indergand! Wir wollen Friede machen, ehe wir den festen Boden verlassen."

Zögernd reichte Gebhard ihm die Hand. Die Worte des Schiffers hatten ihn seltsam betroffen. Wieder fühlte er den leisen Druck in der Brust. Aber was er begonnen, wollte er zu Ende führen — er wollte es! Mit raschen, entschiedenen Schritten ging er zu dem ihm angewiesenen Platz. Hart an seiner Seite saß

der kleine Marien, so daß das Vaterauge ihn stets hüten konnte. Der Bube war ganz jubelvoll, als der Nauen vom Ufer stieß, eine breite, blitzende Furche in die Wellen ziehend.

Das Pfeifchen in dem linken Mundwinkel und eine Nelke hinter dem Ohr redete sich der Seelisberger bald in die frohmüthigste Laune hinein. Dabei ermangelte er nicht, die zwei Burschen, die vor ihm an den Rudern standen, mit kräftigen Worten und je nach Gelegenheit wohl auch mit den scharfen blauen Augen aufzumuntern. So steuerte Gebhard durch die Fluthen. Er stand da, kräftig und schön gebaut, jede seiner Bewegungen sicher und anmuthig zugleich. Aus dem feinen, energischen Gesichte verlor sich allgemach der grollende Ausdruck, der es heute so oft entstellt, um der gespanntesten Aufmerksamkeit Platz zu machen.

Wie das Schiff dem Axenberge näher kam, zog ein leichter Schatten über Gebhard's Stirne. Er biß die Lippen zusammen und führte das Steuer mit gesteigerter Vorsicht. Plötzlich hielt der alte Carli in der strengen Arbeit inne, sich zum Steuermann zurückwendend.

„Siehst du den dunkeln Strich dort gegen Bauen hinauf?“ frug er, nach dem jenseitigen Ufer hinüberweisend. Dort erschien das Wasser eine Strecke weit ganz dunkel; nur da und dort zog es wie weiße Strahlen darüber hin. „Läuft der Föhn dort schon heraus?“

„Ja, es ist der Föhn!“ erwiderte Indergand, „ich sehe ihm schon eine Weile zu. Er verläuft sich aber wohl gegen Bauen und wir kommen doch durch.“

„Frisch angegriffen, Burschen!“ schrie der Schiffer die beiden Jungen an. „In Brunnen könnt ihr dann ausruhen. Bei der Nase des Axen wird's wohl einen

Windstoß absetzen; dort zieht's und bläst's ja in den ruhigsten Tagen."

Der Schiffer hatte sich nicht geirrt. Der Axen, der den Bergkessel des Flüeler See's durch seinen vorgeschobenen Fuß beinahe abschließt, bildet die Ecke, um welche man in den sogenannten innern See einbiegt, und ist, wie jede Ecke, immer am meisten dem Winde ausgesetzt. Mit Geschick lenkte aber der junge Mann bei der gefährlichen Stelle vorüber und bekam dafür von Seite des Seelisbergers ein anerkennendes Brummen, das wohl zu andern Zeiten in ein freudiges Jauchzen übergegangen wäre; jetzt aber wurde die Aufmerksamkeit des Alten zu sehr von den Erscheinungen ringsum in Anspruch genommen.

Zwischen tief eingeschnittenen Bergwänden, die zu beiden Seiten beinahe senkrecht abfallen, liegt der schmale Arm des innern See's. Dunkelblau und zum Theil noch glatt dehnte sich die Wasserfläche aus; nur auf der linken Seite liefen ungeduldige Wellen dahin und warfen ihren Schaum an die nackten Felsen. Mit einem raschen Kennerblick überlief der Seelisberger Carli das Bild, das sich mit jedem Ruderschlage weiter aufrollte. Als sie endlich den Fuß des Axen ganz umfahren, wandte er sich wieder zu Gebhard.

„Was sagst dazu? Ganz ungeschoren kommen wir nicht durch. Doch unser Nauen ist ja gut gebaut, und umkehren wär' schmählich. . . Hab' schon manche Föhnwelle durchschifft!" setzte er hinzu, wie um sich selbst zu beschwichtigen.

Indergand schien ihn nicht zu hören. Unverwandt über den Alten hinweg nach dem Vordertheile des Schiffes schauend, wich er dem Blick des Meisters aus. Ihm graute wohl vor der Verantwortlichkeit.

Aber noch haftete Carli's Auge auf seinem Gesicht, als schrecke ihn plötzlich die finstere Ruhe, die darüber ausgebreitet lag, und da der junge Mann immer noch durch keine Silbe, keinen Blick seine innere Stimmung verrieth, frug er ihn barsch an: „Na, was denkst du, Indergand?"

„Willst du umkehren?" frug dieser entgegen.

„Bah!" meinte der Alte und schüttelte unmuthig den Kopf, „mit Gott kommen wir schon durch."

Indergand blickte ihn scharf an. „So zieht's Segel auf," sprach er nach kurzem Zögern, „'s ist an der Zeit."

„Teufel, was der Bursche Courage hat!" rief der Alte. „Dem sieht man die Jugend an und das heiße Blut! Hörst du auch, wie der Föhn schon in den Bergen brüllt? Das wird mal was absetzen, und zahm wird's nicht sein."

„Drum müssen wir vorwärts, und schnell!" entgegnete Gebhard. „Stehst du beim Segel, Carli, und ich am Steuer, wird's doch, weiß Gott, so schlimm nicht gehen."

„Hast Recht, Bursche, kennen den Föhn, du und ich," meinte der Alte, sich muthig aufrichtend.

Unterdeß tobt und brüllt der Föhn in den zerklüfteten Bergen immer lauter, gleich wild angeschwollenen Bächen, die vom Fels sich stürzen. Schon zieht der erste Windstoß über die Seefläche und treibt eine breite Welle vor sich her.

Das Wasser beugt und hebt sich schwer, und allgemach furchen tiefe Grundwellen den See. Mit wachsamem Auge beobachtet Gebhard Himmel und See. Ihm entgeht nichts und das Ruder hält er fest. Ist's ihm doch schier Lust, wieder einmal mit den Elementen

zu kämpfen — wäre nur nicht dieser leise Druck in seiner Brust, dieser Rückgedanke, diese Qual.

„Alle Wetter! Was zieht ihr das Segel so hoch hinauf, ihr Blitzbuben?“ schrie plötzlich der Seelisberger die beiden Jungen an, die am Segel beschäftigt waren. „Seid ihr von Sinnen? Herunter mit dem Segel, sag' ich euch, wohl um zwei Ellen. Herr Gott, bei solchem Föhn! Das hieße ja stracks in den Grund segeln. Seht ihr's denn nicht, daß, wenn der Wind mit solcher Wuth da oben hineinbläst, der Vordertheil des Nauen sich in's Wasser senken muß? Schreibt euch das hinter die Ohren, ihr Dummköpfe!“

Die Jungen beeilten sich, der Weisung des Meisters nachzukommen. Da es aber nach seiner Meinung zu langsam und ungeschickt dabei zuging, lief es nicht ohne ein paar derbe „Donnerwetter“ von seiner Seite ab. Endlich blähte sich das Segel, und wie ein Vogel schoß der Nauen dahin; denn mit jeder Minute wuchs jetzt die Heftigkeit des Föhns. Mit rasender Eile fegte er über den eingemauerten Seearm, und heißer und trockener wurde die Luft, als käme der Wind geradezu aus den africanischen Steppen, ohne vorerst die hohen Alpenketten passirt zu haben. Das Wasser schlug an die Ufer, wie um die Berge in ihren Grundfesten zu erschüttern. Immer höher und höher spritzte es an die Felsen empor, so daß es am Ende schien, ein weißer Nebeldunst oder eine Wolke aufgewirbelten Staubes ziehe an den Ufern dahin.

Und auf diesen aufgewühlten, tobenden See lächelte die Sonne in vollem Glanze hernieder und ein Himmel spannte sich darüber, dunkelblau und still und friedlich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, kann sich's kaum vorstellen. Dieser Gegensatz von Harmonie und

Ruhe mit der Aufregung der Elemente ist so ganz eigenthümlich. Man weiß nicht, ist die lächelnde Ruhe da oben Ironie, oder muß man in ihr das Bild der Gottheit erkennen, die hoch über dem wechselvollen, stürmischen Erdentreiben in unwandelbarer Glückseligkeit thront.

Schon waren die kühnen Segler bei der Tellskapelle glücklich vorübergesteuert. Unverdrossen stand Indergand an seinem Ruder; die ganze Energie seines Charakters entwickelte sich, und seine Kraft schien mit der Gefahr, schien mit jeder neu sich thürmenden Woge zu wachsen.

„Bravo Indergand! Hast gute Augen und Mark im Arm. Vermöcht's nicht wie du!" rief da wohl der Seelisberger, der, nebenbei gesagt, die Sprache nie verlor. Gewohnt, Tag für Tag auf diesem schwankenden Elemente zu schiffen, hatte er sich mit seinen Gefahren und Schrecken vertraut gemacht und sich mit Ruhe und Gleichmuth gegen sie gewappnet. Schweigen that er nie, auch nicht im ärgsten Sturmgeheul; das war so seine Natur. Vielleicht lag's hauptsächlich in seinem kindlich einfachen, friedlichen Gemüthe. Gebhard dagegen redete kein Wort, es sei denn ein kurzer, scharfer Befehl.

Die Aufregung, die sein Inneres so mächtig ergriffen, glühte kaum in einer feinen Röthe auf seinen Wangen, sonst kein verrätherisches Zeichen. Sogar das Auge schaute beinahe kalt, als gehörte es bloß der Außenwelt an. Nur als die erste große Welle ihren Schaum in den Nauen eingeworfen und der Carli gemeint, jetzt werde es angehen mit dem Buben, er werde mit dem Sturm um die Wette heulen — nur da hatte Gebhard sich rasch über den kleinen Marien gebeugt,

und aus seinem Auge zuckte ein heller Blick, als hätte ihn der jähe Schreck um seinen Knaben erfaßt. Muthwillig schüttelte aber der Kleine den Kopf. An Furcht dachte er nicht; er schaute auf die Wellen, wie sie sich thürmten, höhlten, überstürzten; er schaute zu dem blauen Himmel auf und konnte nirgends die Gefahr entdecken. Schien ihm doch alles nur Spiel und Tanz, und sein einziger Kummer war, daß ihn der Vater so fest an seinen Sitz gebunden.

Als sich das Schiff dem Rütli, jener einsamen grünen Matte am See näherte, konnte man beobachten, wie von Norden her die Atmosphäre sich allmälig zu verdichten begann. Die Schiffer, gewohnt auf jede Erscheinung genau zu merken — denn auf einem See, der so viele Krümmungen macht, auf welchen von allen Richtungen her Thäler einmünden und der Wind daher alle Augenblicke herumspringen kann, heißt es scharf aufpassen — unsere Schiffer hatten die Veränderung in der Atmosphäre gleich beachtet.

„Seht ihr, wie's dünner wird?" fragte der Seelisberger. „Da ist bei Gott die Bise im Anzuge."

Einen Moment spähten Alle über's Wasser hinweg und hinauf zum Himmel, und ein banges Gefühl malte sich auf allen Gesichtern; selbst auf Indergand's Wangen wurde die Röthe um einen Ton tiefer.

„Wenn der Föhn »darhält« und die Bise in die Höhe treibt, so daß sie über ihn wegzieht, ist's schon noch durchzukommen," meinte er. „Fällt aber die Bise in's Wasser, dann gnad's Gott!"

Der alte Carli schüttelte den Kopf. „Ja dann gnad's Gott!"

Plötzlich wandte er sich gegen den Seelisberg, der über dem Rütli senkrecht emporsteigt und von dessen

Höhe die weißgetünchten Mauern einer Kapelle — Maria Sonnenberg — freundlich winken. Mit der Hand grüßte der Alte hinauf. „Hilf, Maria, hilf!“ rief er, und sein Auge sah mit kindlichem Vertrauen in die Höhe, aber nur einen Moment — dann schweifte es wieder über die schroffen Hänge des Berges herab und zu Indergand zurück. Zu berathen gab's nicht viel; denn für den Augenblick war weiter nichts zu thun, als mit vollen Segeln Brunnen zuzufahren. Der freiern Aussicht wegen ging der Seelisberger Carli zum vordern Ruder. „Vorwärts in Gottes Namen!“ schrie er und machte ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust. Die Andern machten's ihm nach; im Tacte fielen die Ruder in's Wasser und dahin ging's mit frischem Muthe.

Schon war es Abend geworden. Der Seelisberg warf einen gigantischen Schatten über den See und drüben an der Frohnalp floh die Sonnenbeleuchtung immer weiter an der Kuppel hinauf. Da schimmerten endlich in geringer Entfernung die weißen Häuser von Brunnen. Sie schimmerten rettend herüber; aber beinahe zur gleichen Zeit tönte es vom vordern Ruder her: „Die weißen Schäfchen, die weißen Schäfchen! Seht ihr sie dort auf dem äußern See?“ Es waren da die schaumgekrönten Wellen, die der Nordwind vor sich hertrieb.

Wie eine Schreckensbotschaft drang der Ruf des alten Schiffers zu den Ohren seiner Kameraden. Was sie befürchtet, war geschehen — der Föhn hatte die Bise in die Tiefe getrieben, und dieser also niedergedrückte Wind wird meistens zum Sturm, der dann mit verdoppelter Kraft über den Thalgrund des See's daher-

rast. Solche Stürme sind der Schrecken der See- und Berggegenden. Wer den Vierwaldstätter-See in seiner Ruhe, bei friedlichen, klaren Tagen gesehen, wer seine wechselnden, wildromantischen und wieder so lachenden Gestade bewundert, mag auch einen Blick auf jene verwüsteten Uferhänge richten, wo ganze Reihen Bäume, vom Sturm gemäht, daniederliegen, und mag bedenken, wie manch Menschenherz dabei erzittert, wie manch Leben auf dem Spiel gestanden!

Unsere Schiffer kannten gar wohl alle Gefahren eines solchen Sturmes. Sie sahen die „weißen Schäflein" von dem Seearm, der sich Brunnen gegenüber öffnet, in wilder Eile heranbrausen und waren überzeugt, daß in weniger als einer Viertelstunde die zwei Winde sich begegnen würden; aber noch hofften sie Brunnen zu erreichen, ehe die Bise sie eingeholt. Noch einmal tönte das: „Vorwärts in Gottes Namen!" und wieder fielen die Ruder in's Wasser und das Schiff flog über die Wellen. Doch nach kaum sieben Minuten, da, als es auf der Höhe des See's angelangt, schwankte plötzlich das Segel auf die andere Seite, schlug dann gegen den Segelbaum und die Secunde hernach hing es schlaff und unbeweglich herab. Eine plötzliche Windstille war eingetreten — bange, athembeengend. Statt der heißen Luft strich es kühl über die Gesichter der Schiffsleute; ob ihren Häuptern, droben in der Höhe hatte der Kampf zwischen den zwei feindlichen Winden schon begonnen. Da toste und raste es über die Felsen und Wälder dahin; man hörte die Bäume knicken, und ein Echo gab's hundertfach, das wie schwerer Kanonendonner durch die Berge hallte. Nach der ersten Secunde bangen Schreckens ermannten sich die Schiffsleute.

„Auf, Jungen!“ commandirte der Seelisberger, „jetzt gilt’s Ernst. Herunter mit dem Segel! Greift an. . . So . . . und jetzt den Segelbaum niedergelassen. Denn alles ist jetzt nichts mehr nutz!“

Wie im Fluge wurde den Befehlen des Alten Folge geleistet; er selber legte Hand an mit jugendlicher Kraft.

„Jetzt sehe sich ein Jeder vor, was er zu seiner Rettung brauchen könnte, falls uns was Menschliches begegnet. Vor allem aber betet ein kräftig Vaterunser, Burschen, das hilft in Noth und Tod!“

Gebhard hatte sich über seinen Knaben gebeugt, ihn leidenschaftlich an sich drückend.

„Vater, warum gehen wir nicht lieber heim zur Mutter?“ fragte der Kleine und hing sich mit wachsender Aengstlichkeit an den Vater. Wie schneidender Hohn klang das durch Gebhard’s Seele. Er sah ringsum das drohende Verderben, — beten konnte er aber nicht. Der leise Druck in seiner Brust war zur ungeheuern Last geworden; er konnte sie nicht von sich wälzen und auch nicht zu Gott dem Allbarmherzigen aufschauen: sein unversöhntes Herz stand dazwischen. Da faßte er krampfhaft sein Ruder und blickte so trotzig nach den „weißen Schäflein“ hinaus, als wolle er ihnen sagen: wenn ich es will, müßt ihr euch schmiegen!

Wie der Segelbaum niedergelegt, stürmte die Bise auch schon in einzelnen Stößen daher. Mit Wuth peitschte sie die obern Wellen und trieb diese über die breiten Grundwellen, die der Föhn aufgewühlt, zurück. Da gab’s eine Brandung wie auf dem Meere. Die friedlichen Schäflein aus der Ferne waren längst zu heulenden und tobenden Wasserbergen geworden, die, wenn das Schiff in die Vertiefungen der Grundwellen

gerieth, darüber hinstürzten und es zu begraben schienen. Vergebens bot die Schiffsmannschaft alle Kräfte auf; mit jedem Ruderschlage wuchs der Sturm und trieb das Schiff dem jenseitigen Ufer zu.

„Jetzt geht's an Leben!" sprach da endlich der Seelisberger. „Landungsplatz ist keiner weit und breit. Unser Nauen füllt sich mit Wasser und dort drüben dräut der Mythenstein, als müßten wir an ihm zerschellen. Macht Reu' und Leid, Burschen, es ist an der Zeit!"

Unterdessen hatten sich drüben am Gestade von Brunnen Schiffsleute und anderes Volk gesammelt. Vom Nauen aus konnte man deutlich die Bewegung sehen, die unter der Menge herrschte.

„Binden sie nicht drüben ein Schiff los?" fragte der Alte. „Ja," entgegnete Indergand, „und das größte."

„Daran thun sie wahrhaftig gut," meinte der Carli. „Jetzt ziehen sie die Segel auf! Sie kommen uns zur Hülfe."

„Werden's nicht besser haben als wir!" murrte der Seelisberger.

Immer drohender ragte der Mythenstein, eine einsame, graue Felspyramide, kaum einige Klafter vom jenseitigen Ufer entfernt, aus den brandenden Wassern empor und immer heftiger und immer unregelmäßiger wurden die Windstöße. Große Fichten- und Tannenstämme kamen mit den Wellen hergerollt, und der Wind spielte mit ihnen wie mit Spähnen.

Gebhard hatte seinen Knaben losgebunden; denn wie lange das Schiff widerstehen würde, wußte man nicht. Im Herzen des Kleinen hatte die Angst allgemach überhand genommen, und wie er so die Kniee

des Vaters immer enger umklammerte, konnte ihm Gebhard den wachsenden Schreck nachfühlen. Er selbst hätte seine Qual auch ausschreien mögen mit den Elementen um die Wette.

„Der Fichtenstamm!“ hallte es plötzlich wie aus einem Munde. „Indergand, jetzt thu’ Uebermenschliches, sonst ist’s vorbei mit uns!“ schrie der Seelisberger. „Hergott sei unsern Seelen gnädig!“

Indergand holte weit aus, dem Schiffe eine rasche Wendung zu geben. Jede Muskel seines Körpers dehnte sich in übermäßiger Anstrengung; aber wie ein Pfeil schoß der riesige Stamm daher. Das Steuerruder brach krachend entzwei und widerstandslos stürzte Gebhard vorwärts in das Schiff hinein. Da faßten Sturm und Wellen das steuerlose Schiff, trieben es rasch herum, und ehe der Steuermann sich wieder aufgerafft, schlug ein Wasserberg an die Seite des Nauen, hob ihn hoch empor auf seinen Rücken und schleuderte ihn wieder in die Tiefe. Ein kurzer und gellender Angstruf ringt sich durch das Heulen des Sturmes zum Himmel empor — dann ist der Nauen versunken, und über ihn spülen die Wellen dahin.

Bald darauf zeigte sich der Rücken des umgeworfenen Schiffes wieder über dem Wasser. Beinahe gleichzeitig tauchte Gebhard empor, seinen ohnmächtigen Knaben im Arm haltend. Behende schwamm er dem Schiffe zu, und es gelang ihm nach wiederholter Anstrengung, sich sammt dem Knaben auf den Rücken des Nauen zu schwingen. Jetzt galt es aber, sich auf diesem glatten Boden festzuhalten. Mühsam bohrte Indergand die Nägel der einen Hand in die Ritzen und Spalten, die er erreichen konnte, und klammerte sich

fest, während er mit dem andern Arm seinen Knaben umschlossen hielt.

Kaum der ersten Gefahr entronnen, beugte sich Gebhard über den Kleinen. Lebte er noch, oder war ihm der Athem ausgegangen? Nein, in leisen Schlägen begann es wieder in seiner Brust zu pochen und seine Wimpern blinzten wie im Erwachen. Gebhard athmete tief auf. Einen Moment vergaß er die innere Qual und den Sturm und die Gefahr. Dann, nach allen Seiten ausspähend, suchten seine Augen nach den verunglückten Gefährten. Weit draußen entdeckte er die beiden jungen Burschen, die, an den Segelbaum sich klammernd, auf den Wellen umher trieben. Das Schiff von Brunnen hatte sich schon bedeutend genähert, so daß ihnen baldige Rettung in Aussicht stand. Aber der Seelisberger Carli? Wo war der? Angstvoll schweiften Gebhard's Blicke über den See. Endlich bemerkte er auch den Kopf des Alten über dem Wasser.

„Hierher, Carli, hierher!“ rief Indergand mit aller Kraft seiner Stimme. Der Alte horchte auf. Sein Muth schien sich zu beleben und mit erneuerter Anstrengung schwamm er dem Schiffe zu, auf dessen Rücken er gleich seinem Gefährten ein Plätzchen fand. Freilich war es ein sehr unsicheres; denn jede neue Woge, die daherrollte, drohte die Unglücklichen wegzureißen.

Ihre einzige Hoffnung war das Schiff da draußen, das sich muthig durcharbeitete. Schon hatte es die zwei jungen Burschen aufgenommen und dem Nothrufe der Verunglückten war mit einem Sturm und Wellen übertönenden Hurrah geantwortet worden. Gebhard's ganze Seele schien an dem schwankenden Fahrzeug zu hangen. Er blickte hinüber so sehnsüchtig, so vertrauensvoll und doch auch wieder so dunkelglühend, so verstört.

Währenddem richtete der Alte seine Augen auf den Seelisberg. Von hier aus konnte man die Kapelle nicht sehen; aber hin und wieder, wenn der Wind sich auf einen Augenblick legte, dann war's, als zittere ein leiser Glockenton des Abendsegens durch die Lüfte. Der Seelisberger horchte hinüber. Es war beinahe Verklärung, was sein altes, gefurchtes Gesicht überschimmerte.

„Ave Maria!" rief er mit lauter Stimme, so daß es fast wie Jubel durch das Sturmgeheul erklang. „Hörst du? Sie läuten uns da oben unsere Sterbeglocke."

„Gott hilft, er muß helfen!" keuchte Indergand, und durch sein Auge blitzte es wild. „Faff' mich da beim Arm, Carli, wenn du's nimmer aushältst."

„Halt's schon eine Weile aus," meinte der Alte; „und muß ich dran, je nun, fürchten thu' ich den Tod nicht."

Wie er noch redet, thürmt sich drüben das Wasser und schon ist die Woge da und fegt mit rasender Eile über den Schiffsrücken. Den Seelisberger hat sie weggerissen. Eine Secunde noch ragt sein Arm über dem Wasser empor und greift zuckend in die Lüfte. Gebhard sieht's. Im jähen Schreck langt er nach ihm — da hat die Welle auch ihn erfaßt und weggespült. Vor seinen Sinnen wird es dunkele Nacht.

3.

Als Gebhard die Augen wieder aufschlug, fand er sich in einem ärmlichen Stübchen. Rings herum stand viel Volk, das halb mitleidig, halb neugierig auf den Verunglückten herniederschaute. Es trat eine augenblickliche Stille ein, als sein Blick durch ihre Reihen schweifte. In diesen Augen lag so ein tiefes Sichbesinnen, so eine lange Frage.

Doch plötzlich schien etwas Neues die erwachenden Sinne des jungen Mannes zu beschäftigen. Er hob den Kopf von den Kissen, auf welche man ihn gebettet, und horchte aufmerksam. Ringsum herrschte Todtenstille; durch die offene Thüre konnte man hören, wie draußen der Sturm heulte und die erzürnten Wellen an die Seemauer schlugen. Immer weiter bog sich Gebhard vor, um das Geräusch deutlicher zu vernehmen. Durch seine starren Züge ging ein langsames Dämmern, dann hob er plötzlich seine rechte Hand empor und beschaute sie genau. Die Nägel waren alle abgebrochen, und wie er mit den Fingern über den Aermel fuhr, fühlte er, daß dieser ganz naß war. Da wurde ihm alles klar. Noch einmal irrte sein Blick durch die Reihen; aber jetzt war's ein rascher, entsetzter.

„Wo ist mein Kind, der kleine Marien?" fragte er mit leiser, verhaltener Stimme; dabei war sein Blick so unheimlich, daß Niemand ihm die Wahrheit zu berichten wagte.

„Wo ist mein Bube?" schrie er zum zweiten Male und mit einem Satze stand er auf den Füßen. So

wild hatte ihn noch Niemand gesehen. „Mein Kind, mein kleiner Marien!“ wiederholte er und packte den ihm Zunächststehenden bei der Brust. Es war der alte Andermatt.

„Sei nicht so wild, Indergand,“ sprach der. „Was der liebe Herrgott schickt, muß man annehmen, sei's nun so oder so.“

„Du willst damit doch nicht sagen . . .“ fuhr Gebhard auf. Plötzlich aber hielt er wieder inne, wie vor dem Schreck des eigenen Gedankens zurückbebend. Es überkam ihn eine dunkele, unsagbare Angst, vor welcher sein wildes Wesen wie Schaum zerfloß. Den alten Lieni loslassend, wandte er sich zu den Uebrigen, und seine Stimme durchlief alle Töne der weichen Bitte, als er wieder nach seinem Knaben fragte.

„Sagt mir, wo ist mein Bube. Ihr seht ja wohl, ich muß ihn haben, kann nicht sein ohne ihn! Kennt ihn denn Keiner von Euch? Er war so frisch und kräftig und hatte gelbe, krause Ringel um den Kopf. Wo habt ihr ihn versteckt? Oder . . . er ist doch nicht . . .“ brauste er wieder wild empor. Eben so rasch brach er jedoch ab, und nun ging's mit dem ängstlich flehenden Fragen wieder von vorn an. So herzzerreißend klang es, daß ein Stein sich darob hätte erbarmen können.

Ein Schiffer, der mit in dem Rettungsnauen gewesen, machte der Scene ein rasches Ende, indem er aus den Reihen trat.

„Es mag das hart sein, zu hören,“ sprach er; „aber wahr ist es doch und zu ändern ist nichts daran. Euer Kind findet Ihr hier nicht; es liegt draußen im See, und der Carli auch, Gott hab' ihn selig. Auf-

gefischt haben wir nur Euch und die zwei jungen Burschen; für die Andern war's zu spät."

Gebhard's Arme sanken schlaff herab; stand doch die schreckliche Wirklichkeit nun mit einem Rucke vor ihm. Ringsum wurde jetzt ein Gemurmel laut. Jeder wollte den Unglücklichen trösten, aufrichten; er aber achtete nicht darauf.

„Ich will ihn suchen!" sagte er nach den ersten Momenten der Betäubung und schritt, ohne daß sich ihm Jemand widersetzte, zur Thüre hinaus. Die Wohnung stand nur wenige Schritte vom Ufer entfernt. Ueber'm See lag tiefe Nacht, und am Himmel waren Wolken heraufgezogen; der Sturm aber tobte fort, als könnt' er nimmer zur Ruhe kommen, und die Wellen schlugen hoch über die Seemauer herein. Trotzdem griff Gebhard nach der Kette eines Bootes, um es loszubinden; die Schiffsleute aber wehrten ihm. Ihn allein hinauslassen wollten sie nicht, und mitgehen wollte auch Keiner. Um Lebende zu retten, könne man schon sein eigenes Leben in die Schanze schlagen, meinten sie; aber für Todte sich in solch ein Wetter hinauszuwagen, das heiße Gott versuchen.

„Laß ab davon," mahnte Andermatt. „Zu gewinnen ist da nichts. Du kannst nur zu Grunde gehen, und zu Hause hast du eine Frau. Mußt das nicht vergessen, Indergand."

Dieser sah den Sprecher nur an mit den starren, unbeweglichen Augen. Sein Vorhaben schien er aufzugeben, von der Seemauer aber war er nicht wegzubringen. Reden konnte er keine Silbe und weinen auch nicht. Der Schmerz hatte ihn wie versteinert. Seine Züge waren so rauh und so wild, daß es den Umstehenden schier graute. So stand er da und schaute

über die schäumenden Wasser. Drinnen in seinem Herzen mochte es auch toben im Einklang mit dem Sturme draußen; auf seinem Gesichte aber war nichts zu sehen.

„Es ist nicht gut fahren auf dem Urnersee, wenn man heimlich grollt," murmelte er endlich vor sich hin und schlug sich mit der Faust vor die Stirne. Dann wandte er sich um. Der Pfarrherr von Brunnen, der auf die Nachricht des Unglücks herbeigeeilt war, trat eben aus dem Dunkel auf ihn zu. Doch Gebhard schüttelte den Kopf.

„Weiß schon, was Ihr mir sagen wollt, Herr Pfarrer," sprach er heftig, „weiß alles: daß Glück und Unglück von Gott komme und daß man sich drein ergeben und es tragen müsse, wie ein Christ, und auch, daß das Unglück die Strafe unserer Sünden sei. Weiß das alles, Herr Pfarrer; brauchen's mir nicht erst zu sagen. Und weiß auch, was ich jetzt zu thun habe."

Damit kehrte er sich zu den Schiffsleuten, die ihn gerettet.

Man sah Gebhard an, daß er den Schiffleuten gern hätte danken mögen und doch nicht konnte. Er reihte Worte aneinander wirr und dunkel; recht verstehen konnte man's nicht, und wenn man's hintenher betrachtet hätte, würde es, wenn auch nicht wie Fluch, so doch ähnlich geklungen haben.

„Ade, Vater Andermatt," sagte dann Gebhard mit einer raschen Wendung.

Andermatt horchte auf.

„Nun, was soll's?" frug er. „Wohin willst du gehen?"

„Heim in's Urnerland."

„Damit hat's gute Wege," meinte Andermatt. „Dich schifft kein Christenmensch mehr über'n See diese Nacht."

„Brauch Niemand für auf den See, gehe über'n Axen nach Hause."

„Herr Jesus! Den weiten, rauhen Weg zu dieser Stunde, und mit deinen Kräften! Laß das bei Seiten, Indergand, komm', ruh' dich lieber bei mir aus. Hast heut' Strapaz genug gehabt."

Der Pfarrer und die Umstehenden schlossen sich der freundlichen Bitte des Bauern an; doch Gebhard schüttelte wild seine Faust.

„Meint ihr, ich sei so ein städtischer Schwächling? Fort damit! . . . Andermatt, gib mir eine trockene Jacke! Die meine hängt mir wie Blei am Rücken," fügte er bei, indem er sich der kleinen Wohnung, in welcher Andermatt die Schiffbrüchigen aufgenommen, zuwandte. Nach wenigen Schritten kehrte er jedoch, wie sich besinnend, zurück.

„Herr Pfarrer," sprach er, „ich danke Euch, Ihr meint's wohl gut mit mir. Verachten thu' ich's nimmer. Ueber'n Axen aber muß ich doch, sei's nun so oder so."

„Thu' wie du kannst und magst," entgegnete der Pfarrer mild. „Der liebe Herrgott sei mit dir, und die heilige Jungfrau nehme dich unter ihren Schutz und Schirm."

„Amen," sagte Gebhard nicht; er war nicht in der Verfassung dazu. Finster und verschlossen entfernte er sich. Mit dem gleichen Ausdruck im Gesicht verließ er gleich darauf auch das Häuschen Andermatt's und trat seine Wanderung an. Die Begleitung, welche ihm treuherzig angeboten wurde, wies er kurz zurück.

„Ich will nicht, daß Einer mitgeht," wehrte er. „Der Weg möchte ihm zu lang werden; denn zu sagen hab' ich ihm nichts." Damit war es abgethan und er ging.

Der Pfarrer meinte, man solle ihn nur in Frieden ziehen lassen. In der Einsamkeit bewältige er seinen Schmerz leichter als hier in der Mitte der Leute; er habe wohl die rechte Natur dazu. Der Strahl der Gnade werde schon noch in sein umdunkeltes Gemüth eindringen. Aber das Erdreich, bestimmt, den göttlichen Samen aufzunehmen, müsse erst vorbereitet werden; bei ihm sei es jetzt noch rauh und hart. Und der Pfarrer hatte Recht — so war es.

Still gingen die Schiffleute auseinander. Andermatt war der Letzte, der die Seemauer verließ. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr ernst und traurig. Dachte vielleicht der Alte daran, wie schnell und wie spurlos ein solcher Sturm über das Wasser eile, wie bald diese aufgewühlten Wellen sich zur Ruhe legen, und wie dagegen das Unheil, das er angerichtet, gleich einem schwarzen Strich in die Jahre hinausreichen werde — und wie unauslöschlich sich in einer kurzen Stunde der Schmerz einfressen könne in die Menschenbrust! Vielleicht dachte der Alte daran, vielleicht auch nicht, jedenfalls unter einer andern Form, einfacher, seiner Natur angemessener.

Am Seeufer war es nach und nach einsam geworden. Der Mond, der nur spärlich durch die immer dunkeler herauf ziehenden Wolken blickte, warf einige fahle Lichtstreifen auf die vielen kleinern und größern Fahrzeuge, die, halb auf's Land gezogen, festgebunden da lagen.

Unterdessen ging Indergand auf einsamen Fußpfaden den Berg hinan. Die Nacht war gerade hell genug, um ohne besondere Aufmerksamkeit an schwierigen Stellen vorüber zu kommen, und da Gebhard Weg und Steg

genau kannte, brauchte er seine Gedanken nicht daran zu hängen; sie schweiften fern ab nach andern Orten, in andern Vorstellungen. Hinter ihm erlosch allgemach das Summen, welches über einer bewohnten Ortschaft hinzieht. Das Leben blieb zurück, und je weiter er an dem Berg hinauf kam, je einsamer, je stiller wurde es. Nach und nach erstarb jeder Laut. Das Brausen des Sturmes, der immer müder über die Seiten des Berges herabzog, war in seiner Eintönigkeit fast selbst wieder Ruhe. Kein Vogel kreischte, und Gebhard's Schritte, die allein durch die Stille klangen, schienen in der Höhe einen Theil ihres Schalles zu verlieren. Selbst die Steine, die sich da und dort unter den Füßen des Wanderers losmachten, rollten fast geräuschlos den Berghang hinab, bis sie, von Fels zu Felsen springend, in den Abgrund fielen. Dann gab's ein zwei, drei Mal wiederholtes Echo — darauf wieder dieselbe Todtenstille.

Gebhard achtete jedoch auf nichts. Müdigkeit schien er nicht zu fühlen; man hätte meinen können, sein Leib sei von Eisen. Schweigsam, in sich gekehrt, stieg er hinan, nur ein und das andere Mal griffen seine Hände in die Luft und machten seltsame, wilde Bewegungen; war das vorüber, dann schritt er weiter, scheinbar ruhig — aber nur scheinbar; denn drinnen war Sturm. All' sein Sinnen und Denken, alle Kräfte seiner Seele vereinigten sich nur auf jene dunkele Stunde der Vergangenheit. Gleich dem Stein, der in die stille Wasserfläche fällt und die Wellenkreise immer weiter und weiter hinaussendet, so flutheten auch von diesem einen und einzigen Punkte alle Gefühle und Gedanken des jungen Mannes aus, und noch war der letzte Ring nicht ausgelaufen.

Der Schmerz und das finstere, harte Wesen hatte sich wie eine Stahlhülle um Gebhard's Herz gelegt. Und wo so ein Mensch dahingeht in Schweigen und Theilnahmlosigkeit, im Bewußtsein seiner Schuld und ohne ein rechtes Gottvertrauen, da schwillt ihm das Herz auf immer mehr und mehr, so daß es ihn zu ersticken droht, und der Schmerz schlägt am Ende hoch über seinem Haupte zusammen. So war's bei Gebhard gekommen, nicht auf einmal, aber nach und nach.

Da führte der Weg an einer alten Föhre vorüber. Gebhard sah sie nicht; doch der Mond, der eben hinter einer Wolke hervortrat, warf ihren abenteuerlichen Schatten fast plötzlich über den Pfad dahin, gerade vor Indergand's Füße, so daß er darob zusammenfuhr. Jetzt blickt er auf und sieht die Föhre. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckt sein Gehirn. Aus frühern Tagen kennt er jeden Stein, jedes Gebüsch da oben. Da neben der Föhre vorbei, links die Weide entlang, dann einen kleinen Abhang hinab gelangte man zu einem verwitterten, grauen Stein, neben welchem ein hölzernes Kreuz aufgerichtet stand wegen eines Holzhackers, der vor Jahren dort verunglückte. Die Bergwand fällt an dieser Stelle nach dem innern See zu steil ab; wenn man droben ist, scheint's fast, als überhänge der Berg.

Dorthin eilte Gebhard. Als er sich vorbeugte, um in die Tiefe zu schauen, lag's rabenschwarz unter ihm, und ihn erfaßte Schwindel, so daß er sich niederlegen mußte in's Moos. Die Macht des Sturmes war gebrochen, nur hin und wieder strich noch der Wind klagend und stöhnend über die Bergrücken. Im See wogte jedoch das Wasser noch wild, und das Rauschen der Brandung, die an das Ufer schlug, tönte bis zu Gebhard's Ohren herauf. Ja, er glaubte zu fühlen,

wie der Axen darob erzitterte, — und in seiner eigenen Brust zitterte es leise nach. Er näherte sich wieder dem Rande, denn hinabsehen mußte er, es zog ihn wie mit Schlingen in die Tiefe. Nach und nach gewöhnte sich sein Auge an die Dunkelheit; er meinte den weißen Schaum zu unterscheiden. Da mußte er daran denken, wie kühl es da unten sei und wie die Wellen spülten und fegten; an seinen Knaben mußte er denken, an die kräftigen, schönen Glieder, an das freundliche, frische Kindergesicht und an die gelben Ringeln. Und da unten tief lag Marien jetzt so still, so stumm, ein Spiel der empörten Wellen — Gebhard sollte ihn nie, nimmer wieder sehen, und doch war er sein theueres, sein eigenstes Kind!

Ein dumpfer, wilder Schrei rang sich aus der Brust des armen Vaters. Er hatte ja sein ganzes Glück auf diesen Knaben gebaut, und nun war er verloren für ihn, lag tief unten im See. Stöhnend wälzte sich Gebhard auf dem Moose; er wußte sich nimmer zu helfen. Aus dem Bergkessel herauf tönte die Brandung wie das Hohnlachen böser Dämonen, und dort hinten ragte der Granitblock so kalt und starr empor, als wolle auch er der Qual des Aermsten spotten. Nur das kleine, unscheinbare Kreuz daneben schien seine Arme wie liebend auszustrecken. Müde gehetzt von den Schreckbildern, die seine aufgeregten Sinne ihm überall zeigten, hafteten endlich Indergand's Augen an dem Kreuz, und von dem Kreuze schweiften sie zum Himmel.

Da plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke, den die Verzweiflung bisher nicht hatte in ihm aufkommen lassen: da oben, nicht in der Tiefe des See's, war ja sein Kind. Dort unten lag nur seine vergängliche Hülle; sein Geist aber schwebte als Engel in jenen seligen Höhen!

Und ein Engel des Friedens mußte es sein, Gebhard fühlte das; denn es war ihm, als tröpfelte nach diesem Aufblick zum Himmel kühler Thau in sein wundes Herz. Sein Kind war jetzt nicht mehr verloren für ihn, von dort oben schaute es auf ihn herab. Es war sein Schutzgeist, sein Anwalt. Einstmals, nach dem Ende dieser Tage sollte er's ja wiedersehen und dann gab's keine Trennung mehr. Leidenschaftlich preßte Gebhard seine Hände in einander — ja, er wollte leben und den Himmel verdienen! Er versprach's und in seinen Augen glühte ein heiligendes Feuer.

Gestärkter, muthiger stand er auf. Muth brauchte er, denn er ging jetzt einer schweren Pflicht entgegen; verzagen that er aber nicht wieder. Die Thatkraft, die er zum Schlimmen entwickelt, mußte jetzt dem Guten dienen.

Rüstig schritt Gebhard weiter. Die Höhe des Axen hatte er bald erreicht; bergab ging es rascher. Die erste Helle flog über die Berge, als er endlich Altdorf's Gassen durchschritt. Zu beiden Seiten standen die Häuser öde und still, und die vom matten Morgenstrahl kaum übersilberte Kuppe des Gütschen schaute sinnend in's Thal herein. Je näher Indergand seiner Wohnung kam, desto leiser, geräuschloser wurden seine Schritte. Wie sah er sich das Häuschen so lange an, und wie verändert kam es ihm vor, als seine Umrisse sich langsam aus der Dämmerung herausschälten. Und doch war es noch genau dasselbe, wie gestern Mittag; nur Gebhard hatte sich verändert.

Drüben aus dem Stubenfenster fiel ein schwacher Lichtstreifen auf den Gartenzaun. Indergand athmete tief auf. Wer war hier? War sie wach geblieben, oder hatte der Schreck sie so früh aufgejagt?

Auf leisen Sohlen schlich er um die Ecke herum, näherte sich dem niedrigen Fenster und drückte das Gesicht gegen die Scheiben. — Ja, sie war's; die Hände fest über der Brust zusammengelegt und am Arm den Rosenkranz schritt Regine in der Stube auf und nieder. Wie groß die Aufregung in ihrem Gesichte war und wie fieberhaft ihre Wangen glühten, konnte man nur bei momentanem Aufglimmen der Lampe bemerken. Jetzt blieb sie stehen und erhob wie horchend den Kopf, und als nun ihre großen wasserblauen Augen auf das Fenster fielen, da schrie das Weib jäh auf. Es war ein geller, durchdringender Angstschrei, so einer, den man nicht wieder vergißt, wenn man ihn einmal gehört.

Im Augenblick nachher öffnete Indergand die Thüre und trat ein. Er tauchte den Finger in den Weihwasserkessel, der nach altem Brauch neben der Thüre hing, und machte das Kreuz. Am Tische drüben stand Regine, sich mit Mühe aufrecht haltend — da gab es eine lange, lange Pause.

„Wo hast du den Kleinen?" fragte sie endlich. Trotzig war es nicht, wie sie das sagte, aber auch nicht demüthig.

Ganz langsam, ganz still trat Indergand auf sie zu. „Regine" — sprach er, und so eintönig klang's, wie sie's an ihm noch nie gehört — „Regine, auf Erden siehst du unsern Buben nimmer; er ist jetzt ein Engel im Himmel. Gott hat ihn zu Sich genommen unserer Sünden wegen."

Das junge Weib schrie nicht wieder, fuhr nicht auf; nur zwei, drei Mal griff sie nach der Stirne und strich mit den schneebleichen Händen langsam die goldenen Haarkräuselchen zurück. Was alles in Gebhard's Ant-

wort lag, verstand sie recht gut. Den Sturm hatte sie gehört, und vergebens bis tief in die Nacht hinein am Gestade von Flüelen gestanden, hatte den Winden gelauscht und den Wellen, und hinausgespäht, ob denn keine menschliche Seele ihr von Brunnen her Nachricht brächte. Alles, alles hatte sie geahnt, und wie nun Gebhard vor sie hin trat, da wußte sie, was geschehen, noch bevor sie ihn gefragt, bevor er ihr Antwort gegeben; ausgesöhnt aber war sie nicht.

Mit einem Mal lohete wieder die alte Bitterkeit in ihren Augen auf. „Du hast den Knaben mitgenommen; du trägst die Schuld des Unglücks," wollte sie sagen. Doch ehe sie den Mund zum Reden geöffnet, brach Gebhard, so groß, so stark er war, in sich zusammen wie ein schwaches Rohr. Auf die Bank neben dem Ofen sank er hin, und als Regine scheu nach ihm hinüberblickte, sah sie, wie schwere Thränentropfen durch seine Finger rieselten.

Es war das erste Mal, daß sie ihn weinen sah. Es ist aber etwas Herzerschütterndes bei dem Anblicke eines solchen Mannes, durch dessen Eisennatur die Thränen sich urplötzlich Bahn brechen. Das sind keine weichlichen, süßen Thränen, die dann aus dem tiefsten Grunde der Seele quellen; alles, was sich da an Bitterkeit, an niedergehaltenem Schmerz, an Qual, an Leiden angehäuft, das bringen sie zu Tage.

In Reginens Augen mochte sich plötzlich eine Ahnung davon eingeschlichen haben; denn wie Gebhard so da saß, erschüttert, gebrochen, bitterlich weinend, vom Schmerz ganz und gar überwältigt, da trat sie mit einem raschen Schritt an seine Seite. „Du, Gebhard," sprach sie und ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt, „es ist ein schweres, schweres Kreuz, das Gott über uns

verhängt, und weder du noch ich . . . keines für sich allein kann es tragen."

Sie hielt inne, als erwarte sie eine Antwort, einen Blick; aber ihr ward nichts. Da schaute sie angstvoll auf ihren Mann; denn von ihm lassen konnte sie nicht, hing sie ja doch mit tausend Banden an ihm. Sie fühlte das jetzt in dieser schweren Stunde, darum auch war sie so demüthig geworden und ließ nicht ab mit Bitten.

„Wir sind aus einander gekommen, so wie's nicht recht ist, so wie's nicht sein darf," sprach sie und legte die Hände wie flehend in einander; „jetzt müssen wir wieder zusammenhalten. Gebhard, du siehst's ja, wir müssen es; denn du und ich, wir haben jetzt gar Niemanden mehr, der zu uns hält, seitdem Gott unsern Knaben heimgeholt."

Langsam löste jetzt Gebhard die Hände vom Gesicht. Seine Augen richteten sich auf das junge Weib und blieben lange, lange dort haften, als wollten sie ihr bis in den tiefsten Grund der Seele dringen. Zurückgebeugt, mit ängstlichem Ausdruck im Gesicht ertrug sie diesen Blick; lag doch in ihm ihre ganze Zukunft.

„Regine!" sagte da endlich der junge Mann. Er sagte nur das eine Wort und gar nicht laut, man konnte es fast nur an der Bewegung seiner Lippen errathen; aber er sagte es in einer Weise, die Regine aus frühern Tagen gar wohl kannte. Mit einem Mal lag sie an seiner Brust, ihr Gesicht gegen das seine gelehnt, ihre Arme um seinen Hals geschlungen; und da war sie ihm auch wieder zu eigen und hing an ihm als kindlich ergebenes Weib, wie in den ersten Zeiten ihres Glückes. Wie er sie so im Arme hielt, er-

kannte er's, daß nur seine Härte sie so sehr von ihm entfernt, und daß er sie von nun an sehr lieben müsse, damit sie all' die Unbill vergessen könne und das harte Unglück, das sie heut' betroffen. Er fühlte auch, daß er zu ihr halten müsse mit Leib und Leben; denn — sie hatte doch Recht gehabt — tragen konnte er allein das große Leid nicht, und doch war er ein Mann.

Ein Bund wurde jetzt geschlossen so fest und innig, daß er nimmer wieder auseinander gehen sollte. Und er ging auch nimmer auseinander, denn er war aus dem Boden des Unglücks aufgeblüht, und sie Beide hatte der Schmerz geläutert. Das eben ist das Herrliche am Unglück, daß es ewigen Segen bringt. Wo es diesen Segen nicht bringt, da haben die Menschen es nicht aufgenommen, wie sie sollten. Das Unglück ist oft eine Prüfung, oft auch eine Strafe, immer aber soll es uns zu Gott, dem Urquell alles Guten, zurückführen.

Draußen war der Tag langsam heraufgezogen, ein grauer, trüber Tag. Die Wolken hingen immer tiefer herein, endlich rieselte ein feiner Regen gleichmäßig auf die Erde herab. Den Beiden drinnen war es recht, denn so paßte das Wetter zu ihrer Stimmung; hätte die Sonne geschienen, wäre es ihnen wie Hohn vorgekommen. Sie saßen noch lange beisammen und erzählten sich, was sie die kurze Frist ihrer Trennung erlitten und erduldet. Alles, so schmerzlich es auch sein mochte, wurde besprochen und abgethan.

Endlich bekannte Gebhard auch, wie frevelhaft er die Liebe seines Kindes ganz allein für sich hatte gewinnen wollen; da zuckten Reginens Hände in den seinen und sie rückte einen Zoll breit von ihm weg. War's ihr doch plötzlich, als könne sie an der Seite

eines Mannes, der einen so lieblosen Gedanken gehegt, nimmermehr sicher sein. Aber wieder sagte er: „Regine" — und in der gleichen Weise; da mußte auch sie wieder ihr Haupt an seine Schulter legen.

„Regine, bin ich's denn nicht auch, der Nachts um deinetwillen den weiten Weg über den Axen gekommen?" frug er. „Siehst du," fuhr er fort, „von jenem bösen Gedanken wußte, außer Gott und mir, keine Seele was, und ich hätte dir denselben auch nicht zu sagen gebraucht. Aber sagen wollt' ich alles, damit nichts Schlimmes mehr zwischen dir und mir stehe."

Regine hatte Recht gehabt, daß sie ihrem Manne ihr Vertrauen nicht entzogen; denn was er versprochen, hat er treulich erfüllt. Der alte Unfriede ist nicht wieder aufgewacht, und zusammengehalten haben die Beiden so muthig in Freud und Leid, daß kein Schlag des Schicksals sie jemals ganz niederdrücken konnte. Mit der Zeit hat auch ein anderer kleiner Marien die Stelle des ersten eingenommen.

Etwa ein Jahr nach dem traurigen Ereignisse, das wir beschrieben, siedelte Indergand mit seiner Frau nach seiner Heimath Unterwalden hinüber und richtete dort, wie er's gewünscht, eine Sennerei ein. Regine hatte jetzt nichts mehr dagegen, und mit Gottes Segen gedieh auch alles zum Besten. Zu seinem Handwerk als Schiffer ist Gebhard nie wieder zurückgekehrt; er hat sogar so viel als möglich vermieden, über den See zu fahren. Vergessen konnte er jenen Unglückstag nimmer.

Oft, wenn er so in den Alpen herumstieg und im Süden die Atmosphäre so hell und durchsichtig war,

daß die fernsten Bergspitzen zum Greifen deutlich und klar sich in den Himmel hineinzeichneten, während im Norden graue Wolkenschleier heraufzogen; wenn er so dem Spiel der zwei entgegengesetzten Winde zusehen konnte, wie sie in den untern Regionen gegen einander kämpften, da mußte er jenes fürchterlichen Sturmes auf dem Vierwaldstättersee gedenken: wie es dazumal geheult und getobt, und wie doch das alles nur Kinderspiel gewesen war im Vergleiche mit dem Aufruhr in seiner eigenen Brust. Gebhard preßte bei der Erinnerung daran die Hand gegen das klopfende Herz, als müßte er mit seiner ganzen Manneskraft den überwältigenden Schmerz von sich wehren.

An solchen Tagen kam er meistens sehr bleich und still nach Hause. Regine errieth da gleich, daß die Wunde aufgerissen war; aber sie kannte auch den Balsam dafür.

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände. Erste Reihe: Band 1—10.

Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek.

*

1\. Band: **Trüber Morgen, goldener Tag.**

Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.**

„Es ist kein trüber Morgen, den die Bachem'sche Zwei-Mark-Roman-Bibliothek in dem Erstling ihrer Erscheinung feiert. Es ist sogar ein glänzendes Gestirn ersten Ranges, das die vielversprechende Sammlung unter diesem Titel an dem reich besäeten Litteraturhimmel heraufführt. M. Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußern Ereignisse als die psychologischen Entwickelungen das höchste Interesse bieten."
(Bayr. Kurier.)

2\. Band: **Der Erbe von Weidenhof.** Roman von **F. von Pelzeln.**

„Der Roman erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung." **(Magdeburger Ztg.)**

3\. Band: **Alda Renzoni.** Roman. Nach **Melati von Java** von **Leo van Heemstede.**

„Der vorliegende Roman fesselt und spannt in hohem Grade. Die Dichterin erschüttert uns, sie reißt uns durch ihre brillante Darstellung gleichsam willenlos mit. Die dem Bande noch angefügte kleine Novellette von M. Herbert ist nicht ohne eigenartigen Reiz." **(Litt. Handweiser.)**

4\. Band: **Ein stolzes Herz.** Roman von **Cuno Bach.**
Die Wüstenräuber. Erlebnisse einer Africa-Expedition durch d. Sahara v. **Dr. Karl May.**

„In diesem Bande sind zwei Arbeiten zusammengestellt, welche beide in ihrer Art höchst originell und fesselnd sind, so daß wir ihnen die weiteste Verbreitung wünschen."
(Deutsches Adelsblatt.)

„»Ein stolzes Herz« bietet eine fesselnde und vielleicht für manche junge Dame nützliche Lectüre. — Einen ganz eigenartigen Genuß bietet dem Leser die an zweiter Stelle sich findende Erzählung: »Die Wüstenräuber«. Die Erzählung ist eine in all ihren Momenten so überaus spannende, daß kein Leser dieselbe unbefriedigt aus der Hand legt." **(Büchermarkt.)**

5\. Band: **Die Hexe von Scharnrode.** Roman von **Herm. Hirschfeld.**
Prinzessin Irrlicht. Roman von **M. v. Pelzeln.**

„Den größten Theil des Bandes füllt »Die Hexe von Scharnrode«, eine spannende, an sensationellen Ereignissen reiche Erzählung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Wunderbare Verkettungen enthält dieselbe, deren Lösung die »Hexe« in der Hand hält. Daran schließt sich »Prinzessin Irrlicht«, eine Herzensgeschichte aus aristokratischen Kreisen mit tragischem Ausgang." **(Allg. Moden-Ztg.)**

6. Band: **Die Offeringen-Haldenstein.** Roman von **Paula Ried.**

In Treue fest. Eine Hochlands-Geschichte von **Th. Messerer.**

„Der Knoten eines sehr verwickelten Familien-Drama's wird so geschickt geschürzt und motivirt, daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der Darstellung folgen wird. — Messerer ist ein Geistesverwandter von Ganghofer, durch und durch verwachsen mit Land und Leuten des baierischen Hochgebirges, welches er mit großer Anschaulichkeit schildert. Hier weht keine Salonluft." **(D. Litt.-Bl., Gotha.)**

7. Band: **Die Seelen der Hallas.** Roman von **E. von Dincklage.**

Ein Sohn Polens. Roman von **Gerd von Oosten.**

„E. v. Dincklage entwickelt eine Fülle von originellen Charakteren, die oft fremdartig und frappirend auf den Leser wirken und ihn dennoch dazu bewegen, ihnen lebhaftes Interesse abzugewinnen und jenen eigenen Zauber zu empfinden, den sie hervorzubringen vermögen. — Gerd von Oosten's Schreibweise ist ganz vorzüglich geeignet, die einzelnen Momente besonders markant zu kennzeichnen, Glück und Unglück, Liebe und Haß rasch wechseln zu lassen und den Leser in athemloser Spannung dem tragischen Ausgange des gelungenen Romanes zuzuführen." **(Oesterr. Reichsbote.)**

8. Band: **Durch Kampf zum Ziel.** Roman von **Jos. Flach.**

Ikarusflügel. Eine Geschichte in vier Bildern v. **Elise Polko.**

„Der Roman spielt zum größten Theil während des americanischen Bürgerkrieges in den sechsziger Jahren. Lebendige Schilderungen der Kämpfe und Erlebnisse des Guerillakrieges verrathen genaue Kenntniß dieser aufregenden Vorgänge. In die Handlung sind mit großem Geschick eine Anzahl das Interesse erhöhender Episoden eingeflochten." **(Magdeb. Ztg.)**

„»Ikarusflügel« ist eine jener reizenden Schöpfungen, in denen Elise Polko ihr liebenswürdiges Erzähler-Talent von der schönsten Seite zeigt." **(D. Adelsblatt.)**

9. Band: **Rau von Nettelhorst.** Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.**

„Referent hat bei dem in gefälliger und lobenswerther Ausstattung vorliegenden 9. Bande der rasch beliebt gewordenen Sammlung wieder das seltene Erzählertalent der Dichterin bewundert. Fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite bringt der Roman »Rau von Nettelhorst« eine Reihe anziehendster Gestalten, deren Charakter-Eigenschaften mit markigen Zügen uns geschildert und für deren endliches Geschick der Leser in der angenehmsten Weise interessirt wird. Neben den vielen andern Werken der Dichterin wird »Rau von Nettelhorst« eine stets freudig begrüßte Erscheinung auf dem Büchertische sein." **(Büchermarkt.)**

10. Band: **Im Strudel der Hauptstadt.** Roman von **M. von Roskowska.**

Hann Kuljevich. Histor. Novelle von **Mariam Tenger.**

„Dieser Schlußband der I. Reihe von »Bachem's Roman-Sammlung« (Zwei-Mark-Bände) vereinigt in glücklicher Weise einen historischen Stoff mit einem Roman aus der Gegenwart. Roskowska zeichnet in letzterm in flotter realistischer Darstellung das herzhafte Unternehmen einer jungen Dame, die in muthiger Entschlossenheit im Strudel der Reichshauptstadt ihre verschollene verheirathete Schwester sucht, um sie dem Untergang zu entreißen und mit ihrer Familie zu versöhnen. Mit Geschick und Lebenswahrheit sind Schilderungen der socialen Verhältnisse Berlin's in die spannende Handlung eingeflochten. — Im Kriege Joseph's II. von Oesterreich gegen die Türken im Jahre 1788 spielt die historische Novelle »Hann Kuljevich«. Sie ist in ihrer ganzen packenden Gestaltung ein Musterstück und von so überraschendem Ausgang, daß wir ihren eigenartigen Inhalt auch nicht andeuten wollen." **(Allg. Hausfrauen-Ztg.)**